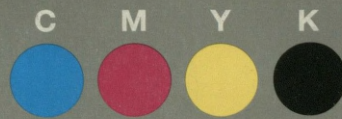




Grey Scale #13



DANES-PICTA.COM

A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19



EUGEN HADAMOVSKY

*Blitzmarsch
nach Warschau*



EUGEN HADAMOVSKY

*Blitzmarsch
nach Warschau*

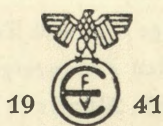
Eugen Sadamovsky / Blickmarsch nach Warschau

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

Eugen Sadamovsky

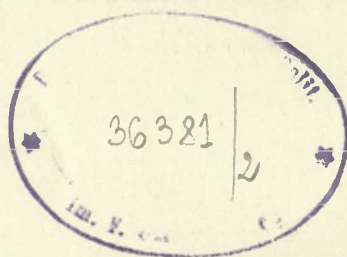
Blikmarsch nach Warschau

Frontberichte
eines politischen Soldaten



Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., München

3242 : 957. 92 (3242)1



5. Auflage / 71.—90. Tausend

Alle Rechte vorbehalten / Copyright 1940 by Verlag
Frg. Eher Nachf., GmbH, München / Printed in Germany
Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München

Inhaltsverzeichnis

Mein Frontbericht	7
Roosevelt will uns leimen	9
Adolf Hitlers europäisches Programm	15
Was ich früher verschwieg und nun erzähle	39
Englands Kartenhaus fällt zusammen	47
Krieg? — Blitzkrieg!	63
Polnische Angriffspläne	91
Führerrede bei Kriegsbeginn	105
Flieger am Feind	115
Wir überrennen Polen	147
Im Rücken des Gegners	185
Der Vernichtungsfieg	223

Verzeichnis der Werke

1	Die Kunst der Malerei
2	Die Kunst der Architektur
3	Die Kunst der Bildhauerei
4	Die Kunst der Musik
5	Die Kunst der Poesie
6	Die Kunst der Philosophie
7	Die Kunst der Wissenschaften
8	Die Kunst der Medizin
9	Die Kunst der Jurisprudenz
10	Die Kunst der Politik
11	Die Kunst der Kriegsführung
12	Die Kunst der Verwaltung
13	Die Kunst der Erziehung
14	Die Kunst der Religion
15	Die Kunst der Sittenlehre
16	Die Kunst der Staatslehre
17	Die Kunst der Völkerlehre
18	Die Kunst der Weltlehre
19	Die Kunst der Lebenslehre
20	Die Kunst der Sterblichkeitslehre

Mein Frontbericht

schildert die Politik des Jahres 1939 und den Krieg gegen Polen. In dieser Zeit war ich sechs Monate politischer Soldat im Rundfunk, als Reichsfendeleiter, und sechs Monate politischer Soldat als Unteroffizier, Feldwebel und Leutnant der Luftwaffe. Im Frühjahr wurde klar, daß Adolf Hitler mit genialer Hand den Knoten der englischen Einkreisung — aufknüpfte. Die entsprechenden Buchkapitel sind nicht im Herbst 1939 geschrieben worden, als sich natürlich gut darüber reden ließ, sondern am 28. April 1939 nach der großen Führerrede im Reichstag und unmittelbar anschließend.

Als Leutnant und Führer eines selbständigen Luftwaffenzeuges hervorragend tapferer Männer machte ich dann den Blitzkrieg in Polen auf der Erde und in der Luft bis zu den letzten erbitterten Kämpfen um Warschau mit. Meine Kameraden starteten zu mehr als fünfzig Feindflügen und erlebten andererseits den Vormarsch an der Spitze der deutschen Ostarmee. Ich selber hatte das Glück, einen der weitesten Bombenflüge nach Luniniec mitzumachen, flog über Czernicha und Warschau. Zusammen mit meinem Kameraden

Mein Frontbericht

Kabuschat führte ich den Vorstoß meines Zuges in die hart umkämpften brennenden Warschauer Vorstädte Watwer und Grochow, während mein Kamerad Koll in unaufhörlichen Sturzkampfangriffen, die er bei einer Kampfgruppe mitflog, an der Zertrümmerung der Festung Warschau durch unsere Luftwaffe teilnahm. Die Erlebnisberichte von zahlreichen Stellen der kämpfenden Front liefen in meiner Hand zusammen. Was ich sah, selber erlebte und von dem heldenmütigen Einsatz unserer Soldaten in der Luft, auf der Erde und an der Ostseeküste erfuhr, erzähle ich nun auf dem gewaltigen Hintergrund der politischen und militärischen Aktionen des Führers vom Frühjahr bis zum Herbst des Jahres.

Hitler

Roosevelt will uns leimen

Das war am 15. April 1939.

Der Kinnhaken, den Amerikas Präsident Roosevelt uns zu verabreichen gedachte, traf mich zunächst ganz persönlich auf die Backe und führte dazu, daß die Leute im Renaissancetheater in der Hardenbergstraße die Köpfe schüttelten, weil jemand eine ganze Weile nach Beginn der Vorstellung zu spät kam.

Der Jemand war ich, und das kam so: Ich wollte gerade von zu Hause weggehen, da klingelte eines meiner Telephone. Ich hatte mehrere von diesen Geschenken des Teufels bei mir stehen und überlegte, welches nun bimmelte. Das mit der schwarzen Drehscheibe, das mit der silbernen Drehscheibe, das mit dem weißen Knopf oder das ohne den weißen Knopf? Ich zählte die Uniformknöpfe ab und griff einen Hörer. Das Bimmeln hörte auf, und die Dame vom Amt sagte sehr freundlich:

„Sie werden aus der Schweiz angerufen.“

Dann meldete sich ein mir aus längerer Zusammenarbeit und von den verschiedenen internationalen Krisen her bekannter Amerikaner am Apparat. Der Gute! Wenn er geahnt hätte: erstens, daß ich ihn verfluchte,

weil ich zu Hilde Hildebrandt ins Renaissancetheater wollte, zweitens, daß seine Bemühungen doch umsonst sein würden, er hätte sofort wieder eingehängt.

So aber sagte er mit der größten Selbstverständlichkeit am Telephon: „Ja, Herr Reichsfeldleiter, Sie wissen doch, die Rooseveltbotschaft an Herrn Adolf Hitler . . .“

„Was?“ fragte ich.

„Ja, wissen Sie etwa noch nicht . . .?“

Ich wußte von gar nichts und sagte also prompt:

„Doch, doch, selbstverständlich, ich weiß schon.“

Wir schwante, daß hier eine Überrumpelung geplant war. Nicht, daß Herr F. mich persönlich überrumpeln wollte, das glaubte ich damals nicht, und das glaube ich auch heute nicht.

Aber Amerika wollte Deutschland überrumpeln. Mister Roosevelt hatte uns einen Kinnhaken zugehackt. Ich bekam ihn durch Herrn F. ahnungslos weitergereicht und setzte mich erst einmal hin. Ohne mit der Wimper zu zucken, wiederholte ich dann mit der größten Selbstverständlichkeit:

„Also, was wünschen Sie wegen der Botschaft des Präsidenten Roosevelt an den Führer?“

Ich hatte keinen Schimmer, daß Mister Roosevelt angeblich eine solche Botschaft an den Führer abgeschickt haben sollte. Und ausgerechnet am Sonnabendnach-

mittag! Die Rechnung war doch klar: Roosevelt beabsichtigte damit, seine Botschaft über Presse und Rundfunk in die ganze Welt hinauszusenden und frühestens am Montag, nachdem die Roosevelt'schen Gedankengänge die Welt infiziert hätten, dem Führer eine Gelegenheit zur Antwort zu geben.

Mein amerikanischer Bekannter aus der Schweiz war nicht irgendwer, sondern immerhin der europäische Vertreter einer der größten Unternehmungen Amerikas zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung.

Er sagte: „Die Presse aller Länder der Erde und der gesamte Rundfunk beschäftigt sich bereits mit dieser sensationellen Rooseveltbotschaft. Alle europäischen Sender wollen noch heute abend in einer Ringsendung nach Amerika aus allen Hauptstädten Europas ein Stimmungsbild von der Aufnahme der Präsidentenbotschaft durch die europäischen Völker bringen.“

Verdammt, klang das amerikanisch.

Diese Botschaft noch ja schon von weitem nach den vierzehn Punkten Wilsons. Herr F. sprach weiter. Die Sache wurde immer schöner. Ich wurde gebeten, doch möglichst bei dieser europäischen Ringsendung nach Amerika „eine offizielle deutsche Stellungnahme“ zur Botschaft Roosevelts abzugeben.

Oder, wenn das bis dahin nicht klappen sollte, einen amerikanischen Journalisten aus Berlin nach

Amerika — über die Meinung des deutschen Volkes zu der Rooseveltbotschaft sprechen zu lassen!

Das deutsche Volk wußte noch gar nichts von dieser „Botschaft“. Ich wußte noch gar nichts von der „Botschaft“. Und der Führer des deutschen Volkes, wie sich später herausstellte, erhielt diese famose Botschaft überhaupt erst zur ungefähr gleichen Zeit, als der amerikanische Vertreter bei mir anrief und eine „Stellungnahme“ des deutschen Volkes, gegebenenfalls vertreten durch einen amerikanischen Journalisten, haben wollte.

Nee, nee, teurer Freund aus Amerika, das war nicht mehr amerikanisches Tempo, das war Betrug!

Zweifellos war noch vor dem Anruf an mich der in Frage kommende amerikanische Journalist in Berlin unterrichtet worden und hatte die „zustimmende Meinung des deutschen Volkes über die Rooseveltbotschaft“ bereits manuskriptfertig für die Abendsendung in der Rocktasche und wartete nur noch, daß der deutsche Rundfunk so dämlich war, ihn anzurufen und zu sagen: „Kommen Sie doch bitte und beglücken Sie uns!“

Ich rief sofort den Reichspropagandaleiter an, der als oberster Chef des deutschen Rundfunks eine Angelegenheit von so grundsätzlicher politischer Bedeutung kennen und persönlich entscheiden mußte.

Da die Rooseveltbotschaft bereits vorher allen europäischen Regierungen, ihrem Rundfunk und ihrer

Presse übergeben worden war, aber der Führer sie erst um diese Stunde erhielt und die so freigebigen Amerikaner sie selbstverständlich der deutschen Presse und dem deutschen Rundfunknachrichtendienst auch noch vorenthalten hatten, konnte auch der Minister den anrühenden Braten noch nicht riechen.

Aber, mit allen Nerven und Fasern am großen politischen Spiel dieser Tage hängend, durch und durch Seelenkenner, Herr jeder Überraschung und jeder Situation überlegen, gab Dr. Goebbels eine Antwort, die ich dem amerikanischen Präsidenten am liebsten gleich mit Lautsprecher übermittelt hätte. Diese Antwort war eine kühle Ablehnung.

Roosevelt, der in Amerika verzweifelt um seine Wiederwahl als Präsident kämpfte und eine zugkräftige Parole suchte, zeichnete sich vor meinem geistigen Auge riesengroß als Wilson der Zweite ab, dem nichts Besseres einfiel, als die alte Platte seines Vorgängers nochmals aufzulegen und mit einer von Menschlichkeitsphrasen triefenden „Friedensbotschaft“ das deutsche Volk zum zweitenmal besoffen zu machen!

Irrtum, lieber Freund Roosevelt!

Wir deutschen Romantiker sind ja so entsetzlich nüchtern geworden! Meinem guten Bekannten F. in der Schweiz mußte ich also eine Enttäuschung bereiten: Der deutsche Rundfunk würde heute abend wegen Un-

kenntnis der Roosevelt'schen Botschaft keine „Meinung des deutschen Volkes“ darüber verbreiten können und könnte also leider nicht in den Lobgesang der westlichen Demokratien für den hehren Friedensapostel jenseits des großen Teiches einstimmen.

Adolf Hitlers europäisches Programm

Hatte Roosevelt den Führer mit einem „shoc“ in die Ecke spielen wollen und gehofft, daß unsere deutsche Stellungnahme nun achtundvierzig Stunden später wie die der anderen am Montag oder Dienstag als abgestandene Suppe serviert würde, so hatte er sich gründlich geirrt.

Denn diese Theatercoups der in Dollars und Wählerstimmen denkenden Parlamentarier hatte der Führer vierzehn Jahre lang in Deutschland gründlich studiert.

Er bemühte sich nicht etwa, den Vorsprung der anderen einzuholen, sondern er ließ sie laufen, laufen, bis sie sich erschöpft umdrehen, weil ihnen die Puste ausging und sie ärgerlich feststellten:

Der Deutsche rennt ja gar nicht mit!

Fehlstart, Mister Roosevelt!

Noch einmal, Mister Roosevelt!

Diesmal aber bestimmt Adolf Hitler den Start! Die Welt bemerkte es grinsend und fing an, mit Spannung darauf zu warten, wann nun der stärkere Mann den wirklichen Startschuß gab.

Allmählich sicherte durch, daß der Führer den Reichstag einberufen würde.



So groß will er das aufziehen? fragten die ausländischen Journalisten flüsternd und zogen die Augenbrauen hoch.

Ja, so groß zog der Führer das auf, und je länger er wartete, desto mehr stieg die Spannung in den Hauptstädten der Welt. Die Rundfunkgesellschaften aller Länder der Erde, die amerikanischen natürlich an der Spitze, waren scharf auf die Sensation und nahmen mit der Reichsrundfunkgesellschaft Verbindung auf, um die Übertragung der Führerrede auf ihre Sender sicherzustellen.

Der Führer ließ volle dreizehn Tage vergehen.

Dann berief er durch Hermann Göring den Reichstag für den 28. April 1939, mittags 12 Uhr, ein.

Als wir an diesem Tage — ziemlich spät, nämlich erst gegen $\frac{1}{2}$ 12 Uhr — in den Reichstag fuhren, war unsere Gemütsstimmung die einer ruhigen Gelassenheit. Alle politisch tiefer Blickenden wußten, daß diese Reichstagsitzung einen historischen Abschnitt einleiten würde. Aber die Erwartung, Zeuge der Geburtsstunde einer neuen großen Epoche zu sein, hatte in nichts die heitere Gelassenheit der Mienen und die selbstverständliche Ruhe des deutschen Werktagelbens gestört.

Das ganze Volk war zum Gemeinschaftsempfang der Führerrede aufgerufen worden. Alle Betriebe, alle Geschäfte sollten mittags schließen. Ganz Deutschland

würde die Rundgebung des Führers anhören. Trotzdem nichts von Aufregung. Keine Beunruhigung, keine Gerüchtesfabrikation, keine Angst.

Etwas Neugierde, etwas Erwartung und das sichere, selbstbewußte Gefühl: Er wird es ihnen schon geben, er wird sie schon fertigmachen!

Sie — die Feinde Deutschlands.

Denn das sah nun das ganze Volk klaren Auges und ohne Furcht:

Deutschland stand wieder einer Welt von haßerfüllten Feinden gegenüber. Der englische Rundfunk, der französische Rundfunk, der polnische Rundfunk hatten es abgelehnt, die Erklärung des Führers aus dem Deutschen Reichstag zu übertragen. So waren die Fronten schon äußerlich klar abgezeichnet. Deutschland und Italien auf der einen Seite, dazu die ihnen befreundeten kleinen Nationen.

Auf der anderen Seite die Alliierten und Feindbundmächte des Weltkrieges!

An ihrer Spitze England.

An der Seite Englands Frankreich!

Im Rücken Deutschlands, mit Frankreich und England durch ein militärisches Bündnis verbunden — Polen!

Hinter England und Frankreich die amerikanische Demokratie und Plutokratie, die gleisnerischen Mensch-

heitsapostel im Stile von Woodrow Wilson und Franklin Roosevelt. Im übrigen dahinter die Juden der ganzen Welt.

Dies alles sah das deutsche Volk mit völliger Klarheit.

Als Adolf Hitler gegen 12 Uhr mittags den Roten Sitzungssaal der Krolloper betrat, ähnelte das äußere Bild für eine Minute überraschend der Reichstags-sitzung vom 20. Februar 1938: Während die Abgeordneten den Führer bei der Eröffnung des ersten G r o ß - d e u t s c h e n Reichstages am 30. Januar 1939 mit einem Sturm von Huldigungen und begeisterten Zurufen empfangen hatten, war jener vorjährige Reichstag schweigend eröffnet worden.

Das geschah auch heute.

Die Gespräche im Saal verstummten, als vernehmbar wurde, daß der Führer im Haus sein mußte.

Das laute Summen über der Menschenmenge im Plenum und auf den Rängen verscholl.

Die Stille wurde absolut.

Da kam der Führer durch den Seiteneingang von links herein, von allen mit erhobenem Arm begrüßt. Kein Rücken von Stühlen, kein Klappen der gepolsterten Stuhlsitze, kein Schritt auf den dicken Teppichen war zu hören.

Der Führer ging lautlos durch den Mittelgang,

stieg die wenigen Stufen zur Regierungstribüne empor, grüßte stehend die Mitglieder der Reichsregierung, gab dann Heß, dem Reichsaußenminister von Ribbentrop und dem Großadmiral Raeder die Hand. Dieser hatte als der neue Großadmiral des Dritten Reiches seinen Platz in der ersten Ministerbank inne. Neben dem Großadmiral saßen Ribbentrop und Dr. Goebbels. Generalfeldmarschall Göring leitete vom erhöhten Sitz aus das Haus.

Als der Führer Platz genommen hatte und die zweitausend Menschen sich setzten, entstand für eine Viertelminute das Geräusch des Schurrens und die Unruhe der Platzeinnahme.

Dann herrschte wieder Stille.

Jrgendwie hatte sich die Erwartung zu einer schweigenden Spannung aufgeladen. Jrgendwie lag vielleicht noch nicht die Tatsache, aber die Möglichkeit einer gewissen Nervosität im Raum.

Des Führers übermenschlich feiner Instinkt fühlte sofort diese Atmosphäre. Der Führer sah seine Abgeordneten an, und, sei es Belustigung an dieser plötzlich fühlbar werdenden Spannung, sei es die Meisterschaft psychologischer Berechnung und menschlicher Führungsfunkst: Jedenfalls, der Führer lachte in den Saal hinein.

Wie mit einem Schlag wandelte sich das Bild der achthundert Abgeordneten.

Die souveräne Ruhe und Überlegenheit des Lachenden teilte sich den Männern mit, der ganze Reichstag lachte plötzlich, dem Führer in die Augen sehend, laut=halß auf.

Es begann ein spontanes Händeklatschen und — Roosevelt war bereits mit diesen ersten dreißig Sekunden der begonnenen Reichstagsitzung erledigt!

Als der Deutsche Reichstag geschlossen und scheinbar grundlos lachte, galt dieses Lachen der Attacke des amerikanischen Präsidenten Roosevelt, der das deutsche Volk leimen wollte.

Dieses Lachen entkleidete Roosevelt bis aufs Hemd.

Es tötete ihn.

Was nun noch kommen konnte, in der Sitzung selbst, war nur noch eine logisch-sachliche Auseinandersetzung mit einem moralisch schon geschlagenen Gegner.

Die achthundert deutschen Volksvertreter, der Führer an ihrer Spitze, das deutsche Volk dahinter, waren nun wie ein gewaltiges Granitgebirge, gegen das der Wind anbläst: Der Wind mag blasen. Das Gebirge bleibt doch stehen.

Nach der Worterteilung durch den Reichstagspräsidenten Göring stand der Führer von seinem Sitz in der ersten Ministerbank auf, begab sich an das vor Göring stehende Rednerpult und sagte ziemlich leise:

„Abgeordnete, Männer des Reichstages!

Der Präsident der Nordamerikanischen Union hat an mich ein Telegramm gerichtet, dessen eigenartiger Inhalt Ihnen bekannt ist.“

Im Reichstag begann ein vergnügliches Schmunzeln.

„Da, ehe ich als Empfänger dieses Dokument zu sehen bekam, die andere Welt durch Rundfunk und Presse davon bereits Kenntnis erhalten hatte und wir außerdem aus zahllosen Kommentaren demokratischer Weltorgane die freundliche Aufklärung erhalten hatten, daß es sich bei diesem Telegramm um ein sehr geschicktes taktisches Papier handele“ (das Schmunzeln ging in ein offenes Lachen und belustigte Zurufe über), „das bestimmt sei, den volksregierten Staaten die Verantwortung für die kriegsrischen Maßnahmen der Plutokratien aufzubürden, habe ich mich entschlossen, den Deutschen Reichstag einzuberufen zu lassen, um damit Ihnen, meine Abgeordneten des Reichstags, die Möglichkeit zu geben, meine Antwort als die gewählten Vertreter der deutschen Nation zuallererst kennenzulernen und sie entweder zu bestätigen oder abzulehnen.“

Der Lachsalve des Reichstages folgte hierauf ebenso rasch ein stürmisches Händeklatschen. Die Abgeordneten verstanden, daß der Führer die Verwerfung der Roose-

beltschen Botschaft ihnen selbst übertrug und so wieder einmal vor der ganzen Welt als der klügere Taktiker die Demokratie mit ihren eigenen parlamentarischen Waffen schlug.

Der Führer schilderte sodann mit großem Ernst die Hoffnungen aller Völker auf einen dauerhaften und gerechten Frieden nach dem Weltkrieg.

Wie bitter wurden diese Hoffnungen enttäuscht!

„Damals zeigte sich zum erstenmal das Unglück, daß Männer die Politik bestimmten, die im Kriege nicht gekämpft hatten; denn die Soldaten kannten keinen Haß, wohl aber jene alten Politiker, die ihr eigenes kostbares Leben sorgfältig vor der Schrecknis des Krieges geschenkt hatten, aber nunmehr als wahnsinnig gewordene Rachegeister über die Menschheit herfielen.“

Den trügerischen Sirenengesängen Roosevelts vom waffenlosen Frieden setzte Adolf Hitler die Erfahrungen entgegen, die das demokratische Deutschland mit den Versprechungen des demokratischen Präsidenten Wilson machte:

„Die Stationen des Leidens unseres eigenen Volkes aufzuzählen, ist unmöglich. Um seinen ganzen kolonialen Besitz beraubt, an allen Varmitteln ausgeplündert und damit verarmt, mit sogenannten Reparationen erpreßt, stürzte unser Volk in die düsterste Zeit seines nationalen Unglücks. Und, wohlgemerkt, das war nicht das natio-

nalsozialistische Deutschland, sondern das demokratische Deutschland. Jenes Deutschland, das einen Augenblick schwach genug gewesen war, den Versprechungen demokratischer Staatsmänner zu trauen!“

Dann sprach Adolf Hitler über Europa:

„Ich habe als nationaler Führer des deutschen Volkes keinen Zweifel darüber gelassen, daß überall dort, wo die höheren Interessen des europäischen Zusammenlebens es erfordern, nationale Interessen im einzelnen — wenn notwendig — auch zurückgestellt werden müssen. Und zwar — wie schon betont — nicht aus taktischen Erwägungen; denn ich habe keinen Zweifel darüber gelassen, daß es mir mit dieser Auffassung heiliger Ernst ist.

„Ich habe aus diesem Grunde für eine ganze Anzahl von vielleicht strittigen Gebieten endgültige Entscheidungen getroffen und sie nicht nur nach außen, sondern auch nach innen bekanntgegeben und ihre Respektierung durchgesetzt. Ich habe nicht, wie Frankreich im Jahre 1870/71 es tat, die Abtretung Elsaß-Lothringens als für die Zukunft untragbar bezeichnet, sondern ich habe hier einen Unterschied gemacht zwischen dem Saargebiet und den beiden einstigen Reichsländern. Und in

dieser meiner Einstellung ist weder eine Revision erfolgt, noch wird eine Revision erfolgen. Und ich habe diese Einstellung im Innern weder publizistisch noch sonst irgendwie ein einziges Mal durchbrechen oder in Frage stellen lassen. Die Rückkehr des Saargebietes hatte sämtliche territorialen Probleme zwischen Frankreich und Deutschland in Europa aus der Welt geschafft.

„Ich habe umgekehrt vom ersten Augenblick meiner politischen Tätigkeit an keinen Zweifel darüber gelassen, daß es andere Zustände gab, die eine so gemeine und grobe Verletzung des Selbstbestimmungsrechtes unseres Volkes darstellen, daß wir sie nie akzeptieren und annehmen würden können. Es existiert von mir nicht eine Zeile und es gibt keine Rede, in denen ich gegenüber den vorher erwähnten Staaten eine andere Haltung angenommen hätte als die angegebene. Es gibt aber ebensovienig eine Zeile und eine Rede, in der ich in den anderen Fällen etwas anderes ausgedrückt habe, als was ich durch mein praktisches Handeln seitdem erhärtete.“

Schonungslos kennzeichnete Adolf Hitler das Abkommen von München als den mühseligen Versuch der westlichen Demokratien, ihr Prestige vor der Welt und den durch sie irreführten kleinen Völkern notdürftig aufrechtzuerhalten:

„Wenn heute der Schrei in der Welt erhoben wird: ‚Niemals wieder München!‘, dann ist dies die Bestätigung dafür, daß den Kriegshebern die friedliche Lösung des Problems als das verderblichste erschien, was jemals geschah. Sie bedauern, daß kein Blut geflossen ist. Nicht ihr Blut natürlich: Denn diese Heber stehen ja nicht dort, wo geschossen, sondern nur dort, wo verdient wird.

„Sondern es ist das Blut vieler namenloser Soldaten. Es wäre im übrigen aber auch gar nicht notwendig gewesen, daß die Konferenz von München stattfand; denn diese Konferenz war nur deshalb zustande gekommen, weil die erst zum Widerstand um jeden Preis aufhebenden Staaten später, als das Problem so oder so zur Lösung drängte, in einer mehr oder weniger anständigen Form versuchen mußten, sich den Rückzug zu ermöglichen.“

Die Münchner Viermächtekonferenz vom 29. September 1938 und der anschließende Wiener Schiedsspruch, den Italien und Deutschland über die Grenze zwischen Ungarn und der Slowakei fällten, hatten folgende politischen Ergebnisse: Die Karpatho-Ukraine verblieb im Rahmen des tschechischen Staates. Die Grenze zwischen Ungarn und der Restslowakei wurde neu festgelegt. Die Deutschen des Sudetengaus kehrten zum Reich zurück. Das weitere Schicksal der Tschechoslowakei, die innere Festigung des Gesamtstaates oder

sein Zerfall in die drei großen Gruppen der Ukraine, Slowakei und Tschechei blieb offen.

Im März 1939 trat der Zerfall des künstlichen Staatsgebildes ein.

Damals äußerte Rumänien den Wunsch, über eine praktisch vom Reich abhängige Ukraine und Slowakei einen direkten Verbindungsweg zu Deutschland zu erhalten.

So lange auch die Karpatho-Ukraine selber hoffte, beim Zerfall der Tschecho-Slowakei deutscher Schutzstaat zu werden, mußte Stalin darin eine Bedrohung des gesamten ukrainischen Staates im Rahmen der Sowjetunion erblicken.

Eine solche Bedrohung traf aber das riesige Russenreich mitten ins Herz. Denn die Sowjetukraine mit ihren zweiunddreißig Millionen Menschen ist die Kornkammer Rußlands. Sie liefert den Löwenanteil der gesamten Getreideproduktion Sowjetrußlands, sechzig Prozent seiner Kohlenförderung, fünfzig Prozent der Stahlerzeugung und sechzig Prozent der Eisenproduktion! Vier Fünftel des russischen Zuckers kommen aus der Ukraine!

Mit der Ukraine stand und fiel also der Riesenstaat zwischen Deutschland und Japan, zwischen Leningrad, Kiew und Wladiwostok gegenüber der japanischen Küste.

Nun sprach der Führer in seiner Reichstagsrede den

bewußten Verzicht auf eine Entwicklung in dieser Richtung aus:

„Es kam daher der Augenblick, in dem ich mich namens der Reichsregierung entschloß, zu erklären, daß wir nicht daran dächten, uns länger mit dem Odium zu belasten, um etwa eine deutsche Vormarschstraße nach Rumänien offen zu halten, dem gemeinsamen Grenzwunsch der Polen und Ungarn zu widersprechen.

„Da außerdem die tschechische Regierung zu ihren alten Methoden zurückkehrte und auch die Slowakei ihre Selbständigkeitswünsche offenbarte, war von einer weiteren Erhaltung des Staates keine Rede mehr. Die Versailles Konstruktion der Tschecho-Slowakei hat sich selbst überlebt. Sie verfiel der Auflösung, nicht weil Deutschland dies wollte, sondern weil man am Konferenztisch auf die Dauer nicht künstlich lebensfähige Staaten konstruieren und aufrechterhalten kann.“

Damit machte der Führer eine grundsätzliche Neuregelung der Politik Deutschlands und Rußlands möglich.

Allerdings war Großdeutschland den weltrevolutionären Tendenzen der Sowjets auf den spanischen Schlachtfeldern mit seinen Freiwilligen kämpfend entgegengetreten: Sowjetrussische Freiwillige kämpften

dabei gegen deutsche und italienische Freiwillige. Aber für wen? Ging dieser Kampf allein um die Ausbreitung weltrevolutionärer Ideen, oder besorgten die Freiwilligen aus dem Osten dabei nicht auf das beste die Geschäfte der Westmächte, die Geschäfte Frankreichs und Englands?

Sowjetrußland hatte jahrelang eine kluge Außenpolitik geführt und mit Deutschland und insbesondere mit dem Italien Mussolinis eng zusammengearbeitet. Den Italienern hatten die Versailler Mächte die versprochenen und dringend notwendigen Kolonien vorenthalten, den Sowjetrussen die ehemals russischen Gebiete der Ukraine, Weißrußlands, Polens, Litauens, Estlands, Lettlands und Finnlands. Also waren Italien, Rußland und Deutschland gemeinsam durch das Versailler Diktat betrogen worden.

Als Adolf Hitler 1933 zur Macht kam, gelang es der rabulistischen Überredungskunst und den Bestechungsmanövern des Juden Litwinow-Finkelstein, in der Sowjetunion bis zum Amte eines Außenkommissars — entsprechend unserem Außenminister — emporzusteigen. Was Litwinow-Finkelstein dann trieb, war nicht russische, sondern jüdische Außenpolitik. Anlässlich des Abessinien-Konfliktes verfeindete er Sowjetrußland mit Italien, bis sich schließlich beide Mächte auf den Schlachtfeldern Spaniens mit dem Schwerte ent-

gegentraten. Er schuf das sowjetrussisch-französische Bündnis, in das die Tschecho-Slowakei mit aufgenommen wurde, um Deutschland einzukreisen.

Infolge dieser Drei-Fronten-Bedrohung rüstete Deutschland überraschend wieder auf, marschierte im März 1936 in das Rheinland ein und trat im Hochsommer 1936 erstmalig mit seinen Freiwilligen auf den Schlachtfeldern Spaniens an die Seite des kämpfenden Italiens. Als der spanische Krieg seinem erfolgreichen Ende zuing, holte Adolf Hitler im März 1938 die Ostmark in das Reich zurück und zerschlug im Herbst des Jahres und im März 1939 die fremden Interessen dienende tschechische Militärbasis.

Damit hatte die jüdische Politik des Herrn Litwinow-Finkelstein dem russischen Reich nichts wie Fehlschläge eingebracht.

Mit keinem Fingerzeig berührte Adolf Hitler diese wundeste Stelle der Sowjetpolitik in seiner umfassenden Reichstagsrede.

Alle Beziehungen zu großen oder kleinen Staaten zählte der Führer auf.

Jeden erwähnte er — die Sowjetunion ließ er aus.

Tausend Jahre lang hatten Deutschland und Rußland weniger Streit untereinander gehabt als irgendwelche andere europäische Großmächte.

Deutschland und Rußland sind nämlich von Natur

aus geradezu aufeinander angewiesen! Sollten diese beiden Staaten sich nun wieder zum alleinigen Vorteil Dritter gegenseitig den Schädel einschlagen? Aber das sagte der Führer in seiner Reichstagsrede nicht mehr — das dachte er nur und behielt sich vor, entsprechend zu handeln. Statt dessen sprach der Führer über England und Polen.

„Als Deutschland nationalsozialistisch wurde und damit seine Wiederauferstehung einleitete, habe ich im Verfolg meiner unentwegten Freundschaftspolitik England gegenüber von mir aus selbst den Vorschlag einer freiwilligen Begrenzung der deutschen Seerüstung gemacht. Diese Begrenzung setzte allerdings eines voraus, nämlich den Willen und die Überzeugung, daß zwischen England und Deutschland niemals mehr ein Krieg möglich sein würde. Diesen Willen und diese Überzeugung besitze ich auch heute noch. Ich muß aber nunmehr feststellen, daß die Politik Englands inoffiziell und offiziell keinen Zweifel darüber läßt, daß man in London diese Überzeugung nicht mehr teilt, sondern im Gegenteil der Meinung ist, daß, ganz gleich, in welchen Konflikt Deutschland einmal verwickelt werden würde, Großbritannien stets gegen Deutschland Stellung nehmen müßte.

**Man sieht also dort den Krieg gegen Deutschland
als etwas Selbstverständliches an.**

„Ich bedauere dies tief; denn die einzige Forderung, die ich an England stellte und immer stellen werde, ist die nach Rückgabe unserer Kolonien. Ich ließ aber keine Unklarheit darüber, daß dies niemals der Grund für eine kriegerische Auseinandersetzung sein würde. Ich war immer des Glaubens, daß England, für das diese Kolonien keinen Wert haben, einmal Verständnis für die deutsche Lage aufbringen würde und die deutsche Freundschaft dann höher bewerten müßte als Objekte, die keinerlei realen Nutzen für England abwerfen, während sie für Deutschland lebenswichtig sind. Ich habe aber, davon abgesehen, nie eine Forderung gestellt, die irgendwie britisches Interesse berührt haben würde oder die dem Weltreich hätte gefährlich werden können und mithin für England irgendeinen Schaden bedeutet haben könnte. Ich habe mich immer nur im Rahmen jener Forderungen bewegt, die auf das engste mit dem deutschen Lebensraum und damit dem ewigen Besitz der deutschen Nation zusammenhängen.

„Wenn nun England heute in der Publizistik und offiziell die Auffassung vertritt, daß man gegen Deutschland unter allen Umständen auftreten müßte, und dies durch die uns bekannte Politik der Einkreisung bestätigt, dann ist damit die Voraussetzung für den Flottenvertrag beseitigt. Ich habe mich daher entschlossen, dies der britischen Regierung mit dem heutigen Tage mitzuteilen.

„Über das deutsch-polnische Verhältnis ist wenig zu sagen. Der Friedensvertrag von Versailles hat auch hier, und zwar natürlich mit Absicht, dem deutschen Volk die schwerste Wunde zugefügt. Durch die eigenartige Festlegung des Korridors Polens zum Meer sollte vor allem auch für alle zukünftigen Zeiten eine Verständigung zwischen Polen und Deutschland verhindert werden. Das Problem ist — wie schon betont — für Deutschland vielleicht das aller Schmerzlichste. Allein trotzdem habe ich unentwegt die Auffassung vertreten, daß die Notwendigkeit eines freien Zugangs zum Meer für den polnischen Staat nicht übersehen werden kann, und daß überhaupt grundsätzlich auch in diesem Falle die Völker, die nun einmal von der Vorsehung dazu bestimmt oder meinetwegen verdammt sind, nebeneinander zu leben, sich zweckmäßigerweise nicht künstlich und unnötig das Leben noch verbittern sollten.“

Bereits unmittelbar nach der Lösung der sudeten-deutschen Frage versuchte der Führer auch die östlichen Grenzfragen im gegenseitigen Meinungsaustausch mit Polen zu lösen: Am 28. Oktober 1938 schlug der Reichsaußenminister von Ribbentrop dem polnischen Botschafter Lipski vor, Polen solle mit Deutschland eine gemeinsame Regelung treffen: Die rein deutsche Stadt Danzig sollte zum Reich zurückkehren und durch den sogenannten polnischen Korridor eine exterritoriale

Verbindung nach Ostpreußen geschaffen werden. Das Reich wollte dafür den Besitzstand Polens und seine wirtschaftlichen Rechte in Danzig garantieren und den mit Pilsudski geschlossenen Vertrag von 1934 um fünfzehn Jahre verlängern.

Am 5. Januar 1939 besuchte der polnische Außenminister Beck den Führer. Nun wiederholte ihm der Führer das deutsche Angebot. Am 6. Januar traf der polnische Außenminister Beck in München mit dem deutschen Reichsaußenminister von Ribbentrop zusammen. Ribbentrop erklärte, daß Deutschland den polnischen Besitzstand beim Zustandekommen einer solchen friedlichen Regelung als endgültig und dauernd garantieren wolle.

Am 25. Januar 1939 fuhr der Reichsaußenminister auf polnische Einladung zu einem dreitägigen Besuch nach Warschau. Dabei wiederholte er das deutsche Angebot zum dritten Male.

Die Polen wichen jedoch einer Erörterung aus.

Inzwischen wurde die tschecho-slowakische Frage am 13. März durch den Einmarsch des Führers in Prag und den Vertrag mit dem tschechischen Staatspräsidenten Hacha gelöst. Daraufhin wurde der deutsche Vorschlag zur Vereinigung der Grenzfragen im Osten am 21. März 1939 wiederholt. Die Reichsregierung bat

Herrn Beck, die Fragen der Grenzregulierung in Berlin zu erörtern.

Herr Beck machte jedoch einen Bogen um Berlin, vermied jede weitere Verhandlung mit dem Reich und flog nach London, um ein englisch-polnisches Militärbündnis abzuschließen. Am 31. März verkündete Chamberlain, England garantiere die Grenzen Polens und Danzigs, so wie sie zur Zeit im Osten bestünden. — Der Führer hatte bis dahin die Verhandlungen vertraulich führen lassen. Nun erfuhren das deutsche Volk und die Welt am 28. April zum ersten Male, welches Angebot Adolf Hitler den Polen gemacht hatte. Mit gespanntem Schweigen horchte der Reichstag auf, als der Führer sagte:

„Ich teile Ihnen, meine Abgeordneten, nunmehr dieses Angebot mit, und Sie werden sich selbst ein Urteil bilden, ob es nicht im Dienste des europäischen Friedens das gewaltigste Entgegenkommen darstellt, das an sich denkbar war. Ich habe, wie schon betont, die Notwendigkeit eines Zuganges dieses Staates zum Meere stets eingesehen und damit auch in Rechnung gestellt. Ich bin ja kein demokratischer Staatsmann, sondern ein realistischer Nationalsozialist.

„Ich hielt es aber auch für notwendig, der Warschauer Regierung klarzumachen, daß so, wie sie einen Zugang zum Meere wünscht, Deutschland einen Zugang braucht zu seiner Provinz im Osten.

„Es sind dies nun einmal schwierige Probleme. Dafür ist nicht Deutschland verantwortlich, sondern jene Zauberkünftler von Versailles sind es, die in ihrer Bosheit oder in ihrer Gedankenlosigkeit in Europa hundert Pulverfässer herumstellten, von denen jedes einzelne außerdem noch mit kaum auslöschbaren Lunten versehen worden war. Man kann nun diese Probleme nicht nach irgendeinem alten Schema lösen, sondern ich halte es für notwendig, daß man hier neue Wege geht.

„Denn der Weg Polens zum Meer durch den Korridor und umgekehrt ein deutscher Weg durch diesen Korridor haben überhaupt keinerlei militärische Bedeutung. Ihre Bedeutung liegt ausschließlich auf psychologischem und wirtschaftlichem Gebiet. Einem solchen Verkehrsstrang eine militärische Bedeutung zuweisen zu wollen, hieße, sich einer militärischen Naivität von seltenem Ausmaß ergeben.

„Ich habe nunmehr der polnischen Regierung folgende Vorschläge unterbreiten lassen: 1. Danzig kehrt als Freistaat in den Rahmen des Deutschen Reiches zurück. 2. Deutschland erhält durch den Korridor eine Straße und eine Eisenbahnlinie zur eigenen Verfügung mit dem gleichen exterritorialen Charakter für Deutschland, wie der Korridor ihn für Polen besitzt. Dafür ist Deutschland bereit: 1. Sämtliche wirtschaftlichen Rechte Polens in Danzig anzuerkennen; 2. Polen in Dan-

zig einen Freihafen beliebiger Größe und bei vollständigem freiem Zugang sicherzustellen; 3. damit die Grenzen zwischen Deutschland und Polen endgültig als gegebene hinzunehmen und zu akzeptieren; 4. einen 25jährigen Nichtangriffspakt mit Polen abzuschließen, also einen Pakt, der weit über mein eigenes Leben hinausreichen würde, und 5. die Unabhängigkeit des slowakischen Staates durch Deutschland, Polen und Ungarn gemeinsam sicherzustellen, was den praktischen Verzicht auf jede einseitige deutsche Vormachtstellung in diesem Gebiet bedeutet."

Es ist kaum zu beschreiben, welchen fast beklemmenden Eindruck diese Führerworte im Deutschen Reichstag und im Volke machten. Das tiefe Gefühl der Verbundenheit zu den Deutschen im Korridorgebiet, in Oberschlesien und in den anderen Teilen Polens, dazu das genaue Wissen um die Brutalität und den Barbismus der polnischen Herrschaft waren Gemeingut des ganzen Volkes.

Nicht der Verstand, sondern das Herz sprach in uns, als wir bei den Worten des Führers innerlich erschreckt die Gegenfrage stellten: Und was soll aus den Millionen Deutschen dieser Gebiete dabei werden? Diese aus Sorge und völkischem Mitleiden entspringende Frage legte sich uns wie eine Zentnerlast auf die Seele, je länger der Führer über diese Verhandlungen sprach.

Es war eine Erlösung, als Adolf Hitler am Schlusse der ausführlichen Darstellung den knappen, nüchternen Satz sagte:

„Die polnische Regierung hat dieses mein Angebot abgelehnt.“

Durch den Reichstag ging ein Aufatmen.

Fast hätte die polnische Regierung für diese Ablehnung Beifall bekommen.

Das deutsche Volk kannte die Polen zu genau. Allmählich gewann überall das Gefühl die Oberhand, mit diesem Gegner sei keine vernünftige Regelung möglich. Er mußte anders angefaßt werden.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS

THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS

THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS

THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS

THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS

THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS

THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS

THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS

THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS

THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS

THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS

THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS

THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS

THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS

THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS

THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS

THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS

Was ich früher verschwieg und nun erzähle

Der Leser findet in meinem, Frühjahr 1939 erschienenen Buche „Weltgeschichte im Sturmschritt“ über den Marsch nach Wien und Prag auf den ersten Seiten verschiedene Textlücken in einer dort kurz zitierten Rede Bismarcks.

Der greise Reichskanzler, der am Vorabend seines einundsiebzigsten Geburtstages vom Deutschen Reichstag ausgepfiffen, niedergeschrien und beleidigt wurde, hatte nämlich in den beiden von mir angeführten Reden auf die drohende Gefahr der Polonisierung des deutschen Ostens hingewiesen. Das war ein Griff ins Wespennest: Denn alle Feinde des Reiches unterstützten die schleichende Unterwanderung des deutschen Raumes im Osten durch polnische Siedler, die Verdrängung der deutschen Bauern und Städter und ihre planmäßige Entdeutschung.

Folglich waren auch das ultramontane Zentrum und die sozialdemokratische Reichstagsfraktion Freunde des gewalttätig vordringenden Polentums und Feinde jeder wirksamen Gegenmaßnahme. Daraus erklärt sich die wütende Rundgebung gegen Bismarck an-

läßlich seiner Worte. Der Deutsche Reichstag des Jahres 1886 verstieg sich, weil Bismarck die polnische Gefahr bekämpfte, zu dem gesetzwidrigen Antrag, dem Kanzler, Schöpfer und Führer des Reiches sein Gehalt als Reichskanzler zu streichen. So wollte man in Deutschland eine sachlich den Reichsinteressen dienende Politik durch persönliche Intrigen verhindern! Als das erste bis dreißigste Tausend meiner „Weltgeschichte im Sturmschritt“ Frühjahr 1939 erschien, zitierte ich die betreffenden Bismarckworte, um desto wirksamer im Gegensatz zu dieser niederträchtigen Gesinnung die Geschlossenheit und Gefolgschaftstreue des nationalsozialistischen Reichstags hervorzuheben.

Die sich auf Polen beziehenden Worte Bismarcks aber habe ich verschwiegen, obgleich man selbstverständlich den genauen Wortlaut der Bismarckworte in jeder Ausgabe seiner Reden nachlesen konnte.

Die Auslassung geschah im Einvernehmen mit führenden Stellen in Reich und Partei — um jede, auch die geringfügigste Spitze gegen Polen zu vermeiden und das Umsichgreifen einer feindseligen Stimmung gegen diesen Staat im deutschen Volke unter allen Umständen zu verhindern. Das Bismarck-Wort über den drohenden Verlust des deutschen Ostens an Polen hätte, rein tatsächlich gesehen, im März 1939 wie die Faust aufs Auge gepaßt.

Adolf Hitler aber wollte mit allen Mitteln eine Entspannung und friedliche Regelung der deutsch-polnischen Streitfragen herbeiführen. Dazu hatte er mit dem neuen Schöpfer Polens, Marschall Piłsudski, im Januar 1934 das deutsch-polnische Verständigungsabkommen geschlossen. Im Sinne dieses Abkommens wollte der Führer auch die offenen Wunden im Osten friedlich heilen, Danzig zum Reich zurückholen und eine tragbare Lösung des Korridorproblems erreichen. Die Tatsache, daß ich in einem gar nicht für das Ausland, sondern ausschließlich für das eigene Volk bestimmten Buche eine offene Kennzeichnung des beutellüsternten Polentums durch Bismarck unterließ, und zwar nach Fühlungnahme mit oben, mag zu ihrem Teil ein Beweis mehr für den Ernst und die Nachdrücklichkeit des deutschen Verständigungswillens sein.

Nachdem aber Polen die vom Führer dargebotene Hand ausgeschlagen hat, scheint es mir richtig, folgende Erklärungen Bismarcks wieder in das Gedächtnis des deutschen Volkes zurückzurufen:

„Den Gedanken der Wiederherstellung der Republik Polen in den Grenzen von 1772 — ich will nicht weiter zurückgreifen — braucht man nur auszudenken, um sich von seiner Unausführbarkeit zu überzeugen. Es ist eine Unmöglichkeit aus dem einfachen Grunde,

weil es dazu nicht Polen genug gibt; es gibt sehr viel weniger Polen in der Welt, als man gewöhnlich glaubt. (Lebhaftes Hört, Hört!) —

„Zählen Sie diese alle zusammen, nur diejenigen aber, die kompakt genug wohnen, um ein Gemeinwesen zu bilden und die bei sich zu Hause doch wenigstens in der Majorität sind, dann bekommen Sie, wenn ich nicht irre, $6\frac{1}{2}$ Millionen Polen heraus, und im Namen dieser $6\frac{1}{2}$ Millionen Polen fordern Sie (die Polenfraktion im Deutschen Reichstag) die Herrschaft über 24 Millionen zurück mit einem Tone, einem Gefühl, als ob es die tiefste, unwürdigste Knechtung und Erniedrigung wäre, daß Sie die Leute nicht noch ferner unter Ihrer Herrschaft haben und knechten können, wie es leider jahrhundertlang, ja ein halbes Jahrtausend lang geschehen ist. Man braucht nur die Verhältnisse genauer zu kennen, und dieser Anspruch hat vor Europa keinen Bestand: das Ganze verschwindet in Utopie, namentlich wenn man zur Verwirklichung der Utopie darauf ausgehen muß, zunächst drei große Reiche zu zerstören, Österreich, Preußen, Rußland, drei unter den fünf und sechs europäischen Großmächten in die Luft zu sprengen, um auf den Trümmern derselben eine neue phantastische Herrschaft von 6 Millionen Polen über 18 Millionen Nichtpolen zu begründen. Ja, es ist

nicht einmal glaublich, daß diese 6 Millionen Polen polnisch beherrscht sein wollen; sie haben zu trübe Erfahrungen gemacht.“ (Weiterkeit im Reichstag.)

In seiner Rede am 18. März 1867 schilderte Bismarck die Kolonisierungsarbeit des Deutschen Ordens in Westpreußen und kam dann auf die polnischen Eroberungskriege gegen den Deutschen Orden zu sprechen:

„Diesem hat es die Krone Polen später durch Krieg und Eroberung abgewonnen, als der Ordensstaat dadurch geschwächt wurde, daß — die damalige preussische Fortschrittspartei, möchte ich sagen — die Städte und Landstädte sich mit dem Landesfeinde Polen in Verbindung setzten, die Kraft des Ordens schwächten, die Deutschen bei Tannenberg geschlagen wurden und schließlich nach verschiedenen Hin- und Herverträgen zwischen Danzig und anderen Städten und den westpreussischen Ständen ein Abkommen zwischen ihnen und der Krone Polen zustande kam, vermöge dessen sie in Personalunion leben sollten; und auf dieses haben sich nachmals die Westpreußen oft, wie jetzt unsere polnischen Abgeordneten, berufen, aber ohne allen Erfolg. Diese Transaktion wurde schließlich durch den Frieden von Thorn im Jahre 1466 sanktioniert, und

so kam Polen durch das Recht der Eroberung, später durch Verträge sanktioniert, in den Besitz von Westpreußen und benutzte diesen sehr bald, um das Land zu polonisieren, nicht etwa — wie man uns Schuld gegeben hat, zu germanisieren — durch Kultur, sondern durch Feuer, Schwert und Zwang (zu polonisieren). Es setzte gegen die geschlossenen Verträge polnische Beamte nach Westpreußen hinein, die sich dort bereicherten, indem sie den Adel theils aus seinen Gütern verdrängten, theils zwangen, sich zu polonisieren. So wurde aus der alten deutschen Familie Guttendurcheinfache Übersetzung des Namens: Gsapski, so aus dem deutschen Namen Rautenberg das polnische Rlinski, aus Stein Raminski. Ich könnte die Zahl bedeutend vermehren, unter der wir jetzt, während deutsches Blut ursprünglich in ihren Adern fließt, die heftigsten Gegner Deutsch=

lands sehen. Die Städte wurden vertragswidrig in ihren Freiheiten beeinträchtigt; es wurde später die Religionsfreiheit gewährleistet, man hielt sie auch theoretisch aufrecht, aber man schloß die Kirchen, man nahm sie weg und gab sie den katholischen Gemeinden, die nicht vorhanden waren, die erst geschaffen werden mußten und aus dem Güter erwerbenden Adel und den Beamten, welche dorthin geschickt wurden, bestanden. Manche der Städte — ich erinnere nur an Thorn — haben ihre Proteste dagegen auf dem Schafotte zu büßen gehabt. Von neunzehntausend Dörfern waren durch die Verheerungen der Polen in Westpreußen nach der Schlacht bei Tannenberg nur etwa dreitausend übriggeblieben. Auch diese waren ihnen noch zu viel.“

Am 3. Dezember 1884 führte Bismarck aus, daß er einen Kampf nicht gewollt habe:

„Aber ich bin in den Kampf damals hineingezogen

worden, weil mir der überzeugende Beweis geliefert wurde, daß unter der Leitung der Geistlichkeit, in Westpreußen namentlich, aber auch in Schlesien, polonisiert wurde, in Westpreußen mit dem Erfolg, daß die Enkel von Großeltern, die zweifellos Deutsche waren, deutschen Ursprungs, deutschen Namens, schon nicht mehr wußten, daß sie Deutsche waren, nicht mehr deutsch sprechen konnten und sich für Polen hielten.“

Diese Bismardworte enthalten die ganze Geschichte des Räuberstaates im Osten. Was der greise Reichskanzler damals bekämpfte, trat unter seinen Nachfolgern ein. Das große deutsche Volk verlor den Siedlungsraum im Osten endgültig an die Minderheit der machtlüsternden Polen, die sich Ruthenen, Slowaken, Ukrainer, Weißrussen und schließlich Deutsche unterwarfen und nach dem Zusammenbruch des Reiches unter Führung ihres Einpeitschers Paderewski Oberschlesien, Danzig und Westpreußen, den sogenannten „Korridor“, raubten. Die Deutschen dort aber wurden vertrieben oder mit Gewalt polonisiert.

Englands Kartenhaus fällt zusammen

Nach der großen Führerrede vom 28. April behauptete die englische Zeitung „News Chronicle“, Hitler weigere sich, künftig unbewaffnet zu verhandeln.

Ihr kleinen Merker! Allerdings, er weigerte sich. Er weigerte sich radikal und mit ihm das ganze deutsche Volk. Denn als wir von 1918 bis 1933 unbewaffnet verhandelten, bezahlten wir allein stets die Kosten für alle unsere Gegner.

Mister Eden, Mister Churchill und Mister Duff Cooper gaben der englischen Regierung einen lauten Fingerzeig nach dem andern. England müsse Sowjetrußland in die Einkreisungsfront einspannen! Chamberlain solle sofort seinen Regenschirm nehmen und zu Stalin nach Moskau fahren. Aber dem alten Chamberlain graute davor. Er hatte schon dreimal im Jahre 1938 einen Canossaflug gemacht, zum Obersalzberg, nach Godesberg und nach München, und am Ende hatte Adolf Hitler doch getan, was er wollte und den Engländern das Sudetenland und Prag weggeschnappt.

Chamberlain wollte nicht nach Moskau.

Auch Halifax, sein Außenminister, traute sich nicht.

Desto wilder lärmte die Opposition und gab keine Ruhe. Ohne Moskau sei alles verloren, Moskau müsse in die Front eingespannt werden, mit Moskau im Rücken werde die englische Garantie für Polen erst wirksam werden.

Gar nicht so unrichtig . . .

Warum habt ihr denn eine so voreilige Garantie gegeben, ihr Schlauberger in London? Eine Garantie, die der alte Lloyd George in ihrem ganzen Wert mit einem Satz kennzeichnete: „Im Kriegsfall kann England den Polen nicht einen Mann zu Hilfe schicken.“

So blieb den Politikastern in London ein einziger verzweifelter Ausweg, um dem Garantieverprechen an Polen einen wirklichen Inhalt zu geben: der Weg zu Stalin.

Wenn Deutschland wegen der unhaltbaren Ostgrenze doch noch mit den Polen friedliche Vereinbarungen treffen sollte, dann sollte Stalin mit der Roten Armee dazwischen treten, das verhindern und im Kriegsfall für die Engländer, die das Bündnisversprechen so großzügig gaben, persönlich die Kastanien aus dem Feuer holen.

Mrister Chamberlain ging langsam, widerwillig, aber immer heftiger gedrängt, auf die Wünsche der Kriegsheher ein und schickte endlich den Leiter der Europäischen Abteilung des Foreign Office nach Moskau, einen

famosen britischen Gentleman namens Mister Strang. Strang kam nach Moskau in der Überzeugung, daß es einem gewiegten britischen Diplomaten seines Schlages ein leichtes sein müsse, die „rauen“ und „primitiven“ Russen für die Einkreisung zu gewinnen.

Vielleicht hatte Mister Strang als britischer Vorkammerlöwe seines Außenministers sehr feine Ohren. Die ließen ihn dann leider im Stich, als der Führer seine große Reichstagsrede hielt — denn in der ganzen Rede war auch für die feinsten Ohren kein Wort über Sowjetrußland zu hören. Vergeblich horchte Mister Strang darauf. Der edle Brite hätte ein wenig zwischen den Zeilen lesen müssen. Das aber versäumte er offenbar, denn dazu trug er eine zu englische Brille und traute wohl auch den Politikern an der Spree, genau so wie denen in Moskau, keine Feinheiten zu, die man erst zwischen den Zeilen suchen mußte.

Sonst hätte Mister Strang gefunden, daß der Führer ohne ein hörbares Wort in seiner Rede die Möglichkeiten einer deutsch-russischen Zusammenarbeit aufgeschlossen hatte. Aber auch ein Studium der Erklärungen des neuen Partners Stalin, den man erst noch gewinnen wollte, erschien diesem famoson Leiter britischer Außenpolitik wohl unnötig. Sonst hätte Mister Strang die seltsame Entdeckung gemacht, daß Herr Stalin ein paar Wochen vorher in einem Rechenschafts-

bericht über die sowjetrussische Außenpolitik Dinge sagte, die einem Engländer doch sehr zu denken geben mußten.

Hätte Mister Strang diese Worte gekannt, dann wäre er wahrscheinlich nicht nach Moskau gefahren.

Der mächtigste Mann Rußlands sagte nämlich damals folgendes:

„Kennzeichnend ist der Lärm, den die englische, französische und nordamerikanische Presse wegen der Sowjetukraine erhoben. Die Vertreter dieser Presse schrien sich heiser, daß die Deutschen gegen die Sowjetukraine marschieren, daß sie gegenwärtig die sogenannte Karpatho-Ukraine in Händen haben, die etwa siebenhunderttausend Einwohner zählt, und daß die Deutschen nicht später als im Frühling dieses Jahres den Anschluß der Sowjetukraine mit mehr als dreißig Millionen Einwohnern an die sogenannte Karpatho-Ukraine vollziehen werden.

„Es hat den Anschein, als ob dieser verdächtige Lärm den Zweck hatte, bei der Sowjetunion Wut gegen Deutschland zu erregen, die Atmosphäre zu vergiften und einen Konflikt mit Deutschland zu provozieren, ohne daß dazu sichtbare Gründe vorliegen.

„Noch kennzeichnender ist es, daß gewisse Politiker und Pressevertreter in Europa und in den Vereinigten Staaten, die in Erwartung eines Feldzuges gegen die

Sowjetukraine' die Geduld verloren haben, selber dazu übergehen, die wahren Hintergründe der Nichteinmischungs politik zu enthüllen. Sie erklären geradeheraus und schreiben es schwarz auf weiß, daß sie von den Deutschen schwer 'enttäuscht' seien, da diese, anstatt weiter nach Osten, gegen die Sowjetunion, vorzustoßen, sich — man höre nur — nach Westen wandten und Kolonien verlangen. Es könnte angenommen werden, man hätte den Deutschen Gebiete der Tschecho-Slowakei als Kaufpreis für die Verpflichtung gegeben, den Krieg gegen die Sowjetunion zu beginnen, daß sich aber die Deutschen nunmehr weigern, den Wechsel einzulösen und den Gläubigern die Türe weisen."

Als Programm seiner Außenpolitik gab Stalin in der gleichen Rede folgendes bekannt:

„Die Außenpolitik der Sowjetunion ist klar und verständlich:

1. Wir sind für den Frieden und die Festigung sachlicher Beziehungen mit allen Ländern; auf diesem Standpunkt stehen wir und werden wir stehen, soweit diese Länder ebensolche Beziehungen zur Sowjetunion unterhalten, soweit sie nicht versuchen werden, die Interessen unseres Landes zu verletzen.

2. Wir sind für friedliche, freundliche und gutnachbarliche Beziehungen mit allen Nachbarländern, die mit der Sowjetunion eine gemeinsame Grenze haben;

auf diesem Standpunkt stehen wir und werden wir stehen, soweit diese Länder ebensolche Beziehungen zur Sowjetunion unterhalten, soweit sie nicht, sei es direkt oder indirekt, versuchen werden, die Interessen der Unversehrtheit und Unantastbarkeit der Grenzen des Sowjetstaates zu verletzen.“

Der Partei aber gab Stalin die Richtlinien mit auf den Weg:

„Die Aufgaben der Partei auf dem Gebiet der Außenpolitik bestehen in folgendem:

1. Auch in Zukunft eine Politik des Friedens und der Festigung sachlicher Beziehungen mit allen Ländern zu betreiben;

2. Vorsicht zu beobachten und den Kriegsprovokateuren, die es gewöhnt sind, sich von anderen die Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen, nicht die Möglichkeit zu geben, unser Land in Konflikte hineinzuziehen.“

Mrister Strang kam nun aber gerade bald darauf nach Moskau, um Herrn Stalin die Kastanien für England aus dem Feuer holen zu lassen. Wahrscheinlich erwartete er, daß ihm Stalin nun die Flügeltüren im Kreml weit öffnen lasse und den hohen englischen Herrn mit beflissener Liebenswürdigkeit frage:

„What can I do for you?“ (Was kann ich für Sie tun?)

Aber Stalin machte das genaue Gegenteil. Er ließ

Mister Strang in Moskau gründlich aushorchen über die englischen Absichten. Da die Engländer überhaupt nicht auf den Gedanken kamen, daß einer in der Politik klüger sein könnte als sie selbst, ließen sie ihren Strang ein paarmal zwischen Moskau und London hin und her fliegen, gaben ihm immer aufs neue alle gewünschten Informationen und Auskünfte mit und freuten sich jedesmal, wenn er wieder an der Themse auftauchte und neue Fragen der Moskauer Regierung überbrachte.

Weil die Herren in Moskau gar soviel Fragen hatten, wurden manche Leute in Paris und London allerdings ungeduldig und pöbelten die Sowjets an. Auch Mißtrauische gab es. Aber dann griffen Chamberlain und Daladier jedesmal rasch ein, legten den Finger auf den Mund und machten „pst!“, „pst!“.

Dann waren die mißtrauischen Schreier wieder still. Dann flog der Strang mit neuen Instruktionen und Informationen abermals von London nach Moskau, und dann schrieben fast alle englischen, alle französischen, alle amerikanischen Zeitungen triumphierend: Diesmal wird er es aber schaffen, diesmal wird die Einkreisungsschlinge zugezogen. Strang wird Deutschland strangulieren!

Aber es schien, die Sowjetrussen wollten ganze Arbeit leisten. Ob mit der Strangulierung oder mit dem Ausfragen — darüber bestanden bei einigen Leuten in

London und Paris sehr entgegengesetzte Meinungen. Schließlich siegte die Meinung der Kriegstreiber, der Einkreisungsheizer und der Regenschirmpolitiker unter Führung Chamberlains.

Herr Chamberlain fühlte sich im regnerischen London als Bauchnabel der Weltpolitik. Alle Zeitungen der ganzen Welt schrieben nun schon monatelang von den englisch-russischen Verhandlungen in Moskau. Welches Weltinteresse! Chamberlain bemerkte dabei gar nicht, daß Herr Stalin dem Londoner Abgesandten Strang die ganze Zeit über völlig unbewegt seinen breiten Rücken zukehrte und offenbar gar nicht daran dachte, diese Haltung zu ändern.

Wenn also die Russen nun ganze Arbeit leisten wollten und auch die militärischen Fragen gleich anschnitten, dann sollten sie darauf eine mannhaft englisch-französische Antwort erhalten! Dann würden eben Paris und London außer dem Zivilisten Strang auch noch ein Duzend Generale mit einer englisch-französischen Militärkommission nach Moskau schicken!

Gesagt, getan.

Auch die Militärkommission fuhr hin und wurde ausgefragt, was England und Frankreich denn militärisch zu unternehmen in der Lage seien, wenn man nun wirklich jetzt gleich zu einer Aktion gegen Deutschland schritte. Ganz genau wollten die Russen wissen:

Was würden die Engländer da tun? Und die Franzosen? Die Frage war insofern etwas peinlich für die Engländer, weil es ebenso schwierig ist, von Westen aus etwas gegen Deutschland zu unternehmen. Auch für die Franzosen. Der Hitler hat doch da diesen blöden Westwall bauen lassen mit siebzehntausend Betonbunkern ...

Der Russe müßte eben ...

Sie verstehen schon ...

Der Russe müßte eben, sagen wir, einen Vorstoß gegen Berlin unternehmen.

So wie 1914 mit der russischen Dampfwalze!

Das ging aber schief, meinen die Russen ...

Ja, sagen die Franzosen, weil Deutschland noch den Hindenburg und den Ludendorff hatte und die Schlacht bei Tannenberg gewann. Aber diesmal, so behaupten sie, haben die Deutschen keinen Hindenburg und Ludendorff.

Auch ihre Armee taugt nichts, sagen die Engländer.

Der Führer versteht ja nichts von militärischen Dingen, sagen die Franzosen.

Im Offizierkorps ist Versekung und Unzufriedenheit, sagen die Engländer.

Zwischen Heer und Volk besteht in Deutschland eine tiefe Kluft, sagen die Franzosen.

Die deutsche Aufrüstung ist mit schlechtestem Material vollzogen, sagen die Engländer.

Die Deutschen haben keine Munition und keinen Betriebsstoff für Panzer und Luftwaffe, sagen die Franzosen.

Überhaupt ist es ein leichtes, von Osten her Deutschland zu überrennen, sagen die Engländer und die Franzosen gemeinsam und ermuntern Herrn Stalin dazu.

Unterdes verhandelte noch eine andere Kommission mit den Russen. Es war eine deutsche Wirtschaftskommission. Über ihre Verhandlungen wurden keine spaltenlangen Berichte in allen Zeitungen der Welt veröffentlicht. Denn diese Kommission verhandelte ja nur wegen Wirtschaftsfragen mit den Sowjets, und zwar unter Leitung eines ziemlich unbekannten Mannes, des Legationsrates Schnurre vom Auswärtigen Amt.

Gewiß verhandelte nicht nur Legationsrat Schnurre. Es verhandelte auch noch mancher andere. Man besprach sich mit den Sowjetrussen über dies und das, man stellte fest, wie zahlreich eigentlich die gemeinsamen Interessen beider Länder wären, wie gering die Schnittpunkte, an denen überhaupt Gegensätze möglich waren.

Sehr kluge Deutsche stellten sich die zweifelnde Frage, ob Rußland die vom Führer gebotene Hand nehmen und einschlagen werde.

Sehr kluge Russen stellten sich die Frage, ob Deutschland die von Stalin gebotene Hand nehmen und einschlagen werde.

Da ging am 21. August eine unscheinbare Nachricht über die deutschen Rundfunksender:

Die seit längerer Zeit zwischen Deutschland und der UdSSR. über eine Verbreiterung des beiderseitigen Warenverkehrs geführten Verhandlungen wurden am 19. August 1939 erfolgreich abgeschlossen. Das Ergebnis der Verhandlungen ist ein Handels- und Kreditabkommen, das auf deutscher Seite von dem vortragenden Legationsrat im Auswärtigen Amt Dr. R. Schnurre, auf sowjetischer Seite von dem stellvertretenden Leiter der Handelsvertretung der UdSSR. in Deutschland G. Barbarin unterzeichnet wurde. Das Abkommen sieht einen Warenkredit von 200 Millionen RM. vor, den Deutschland der UdSSR. gewährt, und der für den Bezug deutscher Waren zur Verfügung steht. Das Abkommen legt ferner fest, daß die UdSSR. innerhalb der nächsten zwei Jahre sowjetische Waren an Deutschland im Werte von 180 Millionen RM. liefert.

Die Einkreisungspolitik holten tief Luft und über-

stürzten sich in eiligen Beteuerungen: Der Abschluß des deutsch-russischen Wirtschaftsabkommens sei politisch ganz belanglos und würde am nun endlich zu erwartenden Ergebnis der englisch-französisch-russischen Bündnisbesprechungen nicht das geringste ändern. Die alliierten Generale würden mit Kanonen auffahren und die Leisetreter der deutschen Wirtschaftskommission zum Teufel jagen.

Da ging am 22. August eine neue Meldung über den Rundfunk:

Die Reichsregierung und die Sowjetregierung sind übereingekommen, einen Nichtangriffspakt miteinander abzuschließen. Der Reichsminister des Auswärtigen, von Ribbentrop, wird am Mittwoch, dem 23. August, in Moskau eintreffen, um die Verhandlungen zum Abschluß zu bringen.

Das Geschnatter in den Hauptstädten der westlichen Demokratien vervielfältigte sich. In grenzenloser Verstärkung sabberten die Heher ihren Lesern und sich selber vor: Auch die Reise Ribbentrops nach Moskau sei politisch ganz bedeutungslos, politisch ganz bedeutungslos, politisch ganz bedeutungslos . . . Wenn schon die Engländer und Franzosen in Moskau ein halbes Jahr vergeblich verhandelt hätten, dann würde Ribbentrop ja

jetzt sehen, wie geduldig und lammfromm er vor den Türen des russischen Außenkommissariats antichambrieren mußte.

Am 23. August gab der deutsche Rundfunk bekannt, daß die Herren Stalin und Molotow den deutschen Reichsaußenminister von Ribbentrop empfangen hätten.

Ja, aber er ist schon stundenlang bei ihnen, zeternten die hysterischen Gazetten in London und Paris. Der Besuch war ja bloß auf eine Stunde festgesetzt, er ist aber schon über zwei Stunden da, es kommt also nichts dabei heraus, es kommt nichts dabei heraus. Da gab der deutsche Rundfunk bekannt:

Der Reichsminister des Auswärtigen, von Ribbentrop, hatte gestern nachmittag im Beisein des deutschen Botschafters in Moskau, Grafen von der Schulenburg, eine dreistündige Unterredung mit den Herren Molotow und Stalin. Der Reichsminister hat sich gestern abend, zehn Uhr, erneut zur Fortsetzung der Besprechungen in den Kreml begeben. Die Verhandlungen haben mit der Einigung übereinen Nichtangriffspakt zwischen Deutschland und der UdSSR. geendet, der von dem Herrn Reichsaußenminister und

Herrn Molotow in Anwesenheit des
Herrn Stalin und des deutschen Bot-
schafers gezeichnet wurde.

Den Hekern blieb einen Augenblick die Sprache weg.
Jetzt endlich erkannte Mister Chamberlain, daß er nicht
mehr der Bauchnabel der Weltpolitik war. Unsere SA-
Männer fingen an, auf ihren Sturmabenden ein herr-
liches Berliner Volkslied zu singen:

„Hast kein Glück bei Stalin, Chamberlain,
gar kein Glück bei Stalin, Chamberlain,
mit dem Schirm in der Hand
stehst gedrückt du an der Wand,
bist kein Held,
nur ein Mann,
der laut bellt.

Du versprichst jedem Staat deine Treu'
mit dem Schirm in der Hand stets aufs neu',
doch der Staat, der dir glaubt,
sich dir blindlings anvertraut —
ist verlор'n
wie die Polen, ganz genau.“

Mister Strang, der Deutschland strangulieren wollte,
saß nach dreimonatlichem Trommelfeuer im hellsten
Scheintwerferlicht der Weltöffentlichkeit auf seinem
Diplomatenstuhl, und die Welt bemerkte mit homeri-
schem Gelächter, daß die bärtigen Sotrojetrussen den glat-

ten Engländer von oben bis unten eingeseift hatten. Mister Strang und seine Gentlemen verließen den Kreml rasiert durch das Hinterpförtchen, während Ribbentrop im Schmuck der roten Hakenkreuzflaggen und Sowjetfahnen durch das Vorderportal ein- und ausging.

Am 31. August ratifizierte der Führer in Berlin namens des deutschen Volkes und der Oberste Sowjet in Moskau einstimmig namens des Sowjet-Volkes den deutsch-russischen Nichtangriffs- und Konsultationspakt.

Das englische Kartenhaus war zusammengebrochen!

Mit dem Trotz des Unbelehrbaren schwor Chamberlain in London: Aber am englisch-polnischen Bündnis-pakt halte er fest.

Polen, vorwärts gegen Danzig! England hilft euch! Am 30. August nachmittags befahl die polnische Regierung die allgemeine Mobilmachung. Am Abend des 31. August überschritten die Polen an vierzehn Stellen die deutsche Reichsgrenze!

Krieg? — Blüßkrieg!

Nun kam also unausweichlich, notwendig wie das Schicksal, ein Krieg. Zunächst ein Krieg mit Polen. Ein Krieg, fünfundzwanzig Jahre und dreißig Tage nach dem Beginn des Weltkrieges von 1914!

Ich versuchte mich zu erinnern, wie das damals war, vor einem Vierteljahrhundert.

Ein freundlicher, lachender Sommer. Ich kam mit meiner Mutter und den Geschwistern am Sonntag im Schwarm unzähliger Menschen vom Freibad zum Wannseebahnhof zurück. Da gab es vor einem Drahtzaun einen Auflauf. Hinter dem Zaun standen die dünnen Berliner Grunewaldkiefern. Davor aber drängten sich Frauen mit breitrandigen Sommerhüten, Männer streckten die Hälse aus den damals noch etwas hohen Stehtragen und schoben schwitzend die strohgelbe Kreissäge in den Nacken, und die Berliner Gassenjungen und Schulmädchen fragten neugierig, was es zu sehen gäbe.

Nun, es war nicht viel.

Ein Zettel, so groß wie ein Briefbogen, hing am Zaun. Er trug die Überschrift „Extrablatt“, und darauf

stand: Der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand ist mit seiner Gemahlin in Serajevo ermordet worden.

Mit diesem Zettel begann der Weltkrieg. Allerdings dauerte es noch vier Wochen, bis die Gewehre sprachen. In diesen vier Wochen verspielte Deutschland alle politischen Trümpfe, die es in der Hand hatte, und geriet endgültig und unlöslich in die englischen Netze.

Seit der Entstehung des Bismarckreiches beobachtete die „englische“ Staatsführung mit wachsendem Mißtrauen die wirtschaftliche Blüte des Reiches und das Umsichgreifen Deutschlands in der Welt. Leiter der „englischen“ Politik war damals der erste Volljude auf dem Stuhl des Premierministers, Lord Beaconsfield = Disraeli. Seitdem blieben die Juden in der englischen Politik maßgebend. Die Rassejuden disraelischer Tradition und die weißen Juden der Londoner City, die jahrhundertlang vom Blut zertretener Völker reich geworden waren.

Sie sahen ihren räuberischen Weltherrschaftsanspruch durch das junge deutsche Reich vielleicht nicht als bedroht an. Aber sie begannen die Konkurrenz als unbequem zu empfinden. Sie waren immer die Alleinbeherrscher der Weltmeere gewesen und hatten auf dem europäischen Festland für ein „Gleichgewicht der Kräfte“ gesorgt. Wer höher stieg, dem hängten die englisch-jüdischen Krämer Bleigewichte an den Leib, bis er wieder sank.

Half das nicht, dann ließen sie ihn durch Söldner zu Boden schlagen. Aber der deutsche Kaiser baute auf die Verwandtschaft seines Hauses zur englischen Königsfamilie. Seine Mutter war Engländerin. Er baute auch auf die Rasseverwandtschaft des englischen und deutschen Volkes und sagte:

Blut ist dicker als Wasser.

Er glaubte offen und arglos an den Fortbestand der vielhundertjährigen freundschaftlichen Beziehungen der Länder des Deutschen Reiches zu England. Das deutsche Volk glaubte dasselbe. Auch das englische Volk fand keinen Grund zu einer Feindschaft gegen das junge Reich, mit dem es durch Rasse und Königsfamilie verwandtschaftlich verbunden war.

So fehlte den Londoner Cityjuden lange Zeit nach der Gründung des Bismarckreiches jede Möglichkeit, zwischen die beiden Völker Zwietracht zu säen, Mißtrauen auszustreuen und eine feindselige Stimmung zu erzeugen, die die Vorbedingung zur Durchführung ihrer heimlichen Pläne auf Niederwerfung und Zerstörung Deutschlands war. Da es keine wirklichen Gründe für die Entzweiung des englischen und deutschen Volkes gab, so suchte man mit großer Verschlagenheit nach einem Scheingrund und fand 1896 einen trefflichen Vorwand zur Aufpeitschung der Massen.

Der junge Kaiser Wilhelm II. machte einen psycho-

logischen Fehler. Er gab seinem raschen Temperament nach und schickte ein freundliches Telegramm an einen alten Herrn namens Krüger.

Dieser alte Herr Krüger war der Präsident eines freien Bauernstaates niederländischer und niederdeutscher Abkunft, der Burenrepublik in Südafrika. Die Buren saßen ursprünglich an der Spitze Südafrikas, am „Kap der Guten Hoffnung“, und bebauten dort den Boden. Dann fand man in ihrem Gebiet Gold, und die englischen Cithjuden unternahmen einen gewaltsamen Handstreich gegen die Buren und zwangen sie zum Verlassen ihres Landes. Die Buren, die nicht Gold, sondern Boden haben wollten, die nicht englische Tagelöhner, sondern freie Bauern sein wollten, zogen nach Transvaal, der Landschaft jenseits des Flusses Vaal, und kultivierten dort aufs neue das Land.

Da hatten sie das Unglück, daß auch in Transvaal Gold gefunden wurde. Nun schickte England einen Haufen bezahlter kapitalistischer Landsknechte, untermischt mit Goldjägern, Freibeutern und den gewissenlosesten Söldnern aus allen fünf Erdteilen, nach Transvaal, um die Burenrepubliken niederzuwerfen und sich ihre Reichtümer anzueignen. Die Deutschen (und die ganze Welt) entrüsteten sich über das brutale und niederträchtige Vorgehen eines kapitalistischen Söldnerhaufens gegen ein landsuchendes Bauernvolk.

Aber die übrige Welt war weltflug und wußte, daß England die Macht hatte, um die Wünsche und die Raubgier dieses Verbrecherhaufens zu decken.

Deutschland, der deutsche Kaiser und das deutsche Volk waren nicht weltflug.

Sie waren alle miteinander sehr jung in ihre gewaltige Machtstellung hineingewachsen und wußten noch nicht, daß sich eine Großmacht in der Weltpolitik keine Gefühle leisten kann. Daß man hier nicht wie ein Privatmensch (der es besser auch unterläßt) nach Belieben Sympathien und Antipathien äußern darf. Daß man vielmehr ganz kalt, klar und entschlossen allein zu fragen hat: Was nützt meinem Volke, und was schadet meinem Volke?

Und daß man nach der Antwort die eigene Haltung zu bestimmen hat. Das alles wußte das deutsche Volk nicht, und auch der Kaiser wußte es nicht.

Freiheitsliebend und innerlich empört telegraphierte Kaiser Wilhelm nach dem Einfall der englisch-jüdischen Horden 1896 an den guten alten Präsidenten Ohm Krüger: Deutschlands Sympathie sei völlig auf seiten der Burenrepubliken.

Dieses Telegramm war nicht gegen den englischen König und nicht gegen das englische Volk gerichtet. Es war ein Sympathietelegramm für das Bauernvolk in

Transvaal und eine Erklärung gegen den räuberischen Kapitalistenhaufen, der es ausplündern wollte.

Ganz Deutschland war begeistert über diese „Tat“.

Den Burenrepubliken aber nützte das Krügertelegramm des Kaisers noch weniger als den Polen die englische Garantieerklärung vierzig Jahre später. England trat hinter den Ausbeuterhaufen, der in Transvaal einfiel. Ein blutiger Krieg mit furchtbaren Verfolgungen brach den Widerstand der Buren.

Insgesamt führte England von 1877 bis 1902 mit verschiedenen Pausen einen fünfundzwanzigjährigen Ausrottungskrieg gegen die Buren und griff zuletzt zum unmenschlichsten aller Kriegsmittel: Die Engländer fingen die Frauen und Kinder der Buren ein und verschleppten sie unter Vergewaltigungen und Mißhandlungen in die mit Stacheldraht umzäunten afrikanischen Konzentrationslager, wo in kurzer Zeit allein zweiundzwanzigtausend Kinder an den Mißhandlungen starben.

Da schlossen die Buren Frieden.

Aus der einstmal's freien Bauernrepublik entstand ein englisches Dominion, die Südafrikanische Union.

Für die Londoner City aber war die Krügerdepesche des deutschen Kaisers die jahrelang vergeblich gesuchte Gelegenheit zur Aufputschung der englischen Volksmeinung durch das Reuterbüro.

Der kleine, schmutzige Jude Reuter war aus Frankfurt am Main nach England ausgewandert. Er gründete unter der Ministerpräsidentschaft Disraelis das weltbeherrschende englische Nachrichtenbüro, das Reuterbüro. Damit stieg er in die das Weltreich beherrschende „englische“ Herrenschicht empor. Nun zeigte das Reuterbüro dem deutschen Volke, was es „leistete“. Die Krügerdepeſche des Kaiſers lief durch die englischen Kabelneze Reuters kreuz und quer in ewigem Wechſelſpiel um die ganze Erde. Die „ernsthafte Weltpreſſe“, die vollſtändig von Reuters Nachrichten abhing, haſtete wider vom Entrüſtungsgeheul über den Kaiſer, der ſich in die englische Politik einmiſchte. Das dauerte nicht etwa drei Tage, ſondern jahrelang. „The pot was kept boiling“, der Topf wurde am Kochen gehalten, wie die Juden des Reuterbüros ſchmunzelnd ſagten.

Mit dieſem Krügererrummel begann die moralische Einkreiſung Deutschlands. Sie bereitete den Boden für die diplomatiſche und politiſche Einkreiſung vor, die endlich das Widerſtrebendſte zuſammenführte: England und Rußland, Frankreich und England (die einen hundertfünzigjährigen Krieg miteinander gehabt hatten und ſich außerdem ſeit Napoleons Zeiten um Ägypten raufen), Rußland und Japan, Japan und Amerika.

Achtzehn Jahre, biß zum Sommer 1914, brauchte

England zur Herstellung der totalen Einkreisung. Dann stifteten Londoner Citykreise eine Gruppe von serbisch-jüdischen Freimaurern zum Mord an dem österreichischen Thronfolger an. Mit dieser Schreckenstat wurde endlich der äußere Anlaß zum Beginn des Weltkrieges gegen Deutschland und das mit ihm verbündete Österreich gegeben.

Der deutsche Michel wehrte sich noch einmal verzweifelt und machte in den Julitagen des Jahres 1914 die kindlichsten Entwirrungsversuche, um das Netz der diplomatischen, wirtschaftlichen, politischen und militärischen Einkreisung zu zerreißen.

Der Kaiser schickte wieder Telegramme.

Das deutsche Volk war der Meinung, daß er richtig handelte und daß die Engländer doch nicht so gemein sein könnten, uns vernichten zu wollen. Aber mit jedem Schritt, den der deutsche Michel diplomatisch unternahm, rannte er tiefer in das Netz der englisch-jüdischen Weltspinne hinein. Als er das Netz endlich in der ersten Augustwoche 1914 ganz fest über sich zusammengezogen hatte, erklärte er — den Krieg.

Das war nicht die Art, mit der Bismarck „höflich bis zur letzten Galgensprosse“ den Verbrecher hängen wollte. Das war vielmehr die strafbare Dummheit einer politischen Führerschicht in Deutschland, die weder die achtzehn Jahre arbeitende englische Einkrei-

sungspolitik bemerkt hatte, noch bei ihrer Vollendung die primitive Intelligenz der Feststellung des Urhebers aufbrachte. Vielmehr lud diese ahnungslose Bürokratenclique an der Spitze des Reiches nun, nachdem England die ganze Welt gegen uns mobilisiert hatte, auch noch durch eine Kriegserklärung das Odium eines Weltkrieges auf die Schultern des deutschen Volkes.

Das deutsche Volk erkannte die Fehler seiner Regierung nicht. Wo es aber sah, daß offensichtliche Fehler gemacht wurden, da hing es der schlichten Auffassung des alten Haudegens Blücher an: Was die Federfuchser versauen, müssen die Soldaten eben mit dem Schwert wieder gutmachen.

Die Deutschen, voran die Preußen, hatten vier siegreiche Kriege hinter sich. 1813 den Freiheitskrieg gegen Napoleon, dann die Kriege von 1864, 1866 und 1870/71. Der erneute Appell an die Waffen konnte also nicht anders als siegreich verlaufen. Kein Mensch stellte die einfache Überlegung an: 1813 kämpfte die größte Vereinigung von Völkern gegen Napoleon. 1864 kämpften Preußen und Österreich gemeinsam gegen das kleine Dänemark. 1866 kreuzten Preußen und Habsburg die Waffen. 1870/71 schlug das geeinte Deutschland das alleinstehende Frankreich. 1914 aber stand das Reich einer Welt von Feinden gegenüber.

Als der geniale Preußenkönig Friedrich II. in Ber-

teidigung seines schlesischen Besitzes einen siebenjährigen Krieg gegen Frankreich, Österreich und zeitweise gegen Rußland führen mußte, da hatte er für seine Soldaten das bitter-harte Wort geprägt: Mehr Feind', mehr Ehr'.

Nun wurde dieses Wort in die großmäulige Berliner Prahlerei verdreht: Hier werden Kriegserklärungen angenommen!

Die kamen dann auch. Vierzig an der Zahl. Von vierzig Staaten der Erde! Die Welt, sechzehn Jahre lang systematisch durch englische Lügennachrichten irriggeführt, völlig abhängig vom Netz der Reuterschen Kabelmeldungen, wo nötig durch gewaltsamen Druck englischer Schiffsgeschütze gezwungen, führte gegen Deutschland einen Weltkrieg!

Die deutschen Menschen schienen plötzlich die Volksgemeinschaft zu empfinden, zu der sie sich in ihrem jungen Reich bisher noch nicht durchgerungen hatten. Es war kein Unterschied mehr zwischen Katholiken und Protestanten, zwischen Konservativen und Sozialdemokraten. Der Kaiser sprach wiederum eines seiner großen Worte: Ich kenne nur noch Deutsche!

Aber hinter diesem Wort stand wiederum keine Tat, kein Überwinden von Klassenschranken, Sozialnöten und Konfessionsgegensätzen. Aus dem Wort entstand keine Volksgemeinschaft, sondern das Wort blieb eine leere Phrase. Abgedroschenes Stroh. Die Menschen aber, die

es hörten, wurden im Augenblick von einem Begeisterungstaumel ohnegleichen erfasst. Wo das helle „Tatü-tata“ der kaiserlichen Autokutsche im Berliner Tiergarten erklang, da setzten sie im Sprung über Parkgitter, Bänke und Rosenhecken, rannten zur Straße und schrien ihr „Hurra!“. Die Männer schwenkten die Strohhüte, die Frauen die Sonnenschirme. Dann lagen sie sich in den Armen und lachten sich an, weil der Kaiser vorbeigefahren war!

Mit unendlichem Jubel begrüßte das deutsche Volk seine Soldaten!

Die blutjungen Feldgrauen schrieben beim Ausrücken ihre dreisten Parolen auf Güterwagen und Transportzüge: „In acht Tagen nach Paris! nach London! nach Moskau! nach . . .“ ich weiß nicht — wohin. Sie begrüßten sich mit der Parole: „Gott strafe England!“ Darin lag die instinktive Erkenntnis, daß nicht der angebliche Erbfeind Frankreich, sondern das beutelüsterne England der Urheber dieses Krieges war. Aber Völker sollen sich nicht um die Bestrafung anderer Völker, sondern um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern! Das deutsche Volk war am wenigsten darauf eingerichtet, England zu „strafen“. Ja, zum bloßen Auftreten gegen England und seine sämtlichen Verbündeten fehlte ihm schon jede Art der Vorbereitung. Zu Weihnachten wieder zu Hause — das war Deutschlands

Meinung vom Ringen gegen vierzig Völker der Erde. Es war ja kaum einer dabei (außer dem ehrwürdigen General Hindenburg, den man in höchster Not von seinem Pensionsitz in Hannover an die Ostfront nach Tannenberg holte), der überhaupt einen Krieg mitgemacht hatte. Der letzte Krieg war vor vierundvierzig Jahren gewesen! So taumelte Deutschland lachend und in grenzenloser Begeisterung in den viereinhalbjährigen Weltkrieg hinein, in dem uns England aushungerte und vernichtete. Der Hochstimmung in der Heimat folgten graues Elend, Zersetzung und Verrat.

Trotzdem hätten wir nicht nachzugeben brauchen. Denn wir hielten Polen, Rumänien und Rußland vom Baltikum bis zum Schwarzen Meere besetzt. Es kam nur auf die Sicherung im Westen und die langfristige Organisation der Getreide-, Vieh- und Ölbestände dieser fruchtbaren Gebiete im Osten an, um unserem Volke für die Zukunft trotz des Krieges eine erträgliche Lebenshaltung zu sichern.

Aber wir gaben den Sieg erschöpft aus der Hand, weil die Heimat zusammenbrach. Da kamen die grauen Jahre der Inflation, des Elends, der Arbeitslosigkeit, des Kulturverfalls.

Dann baute der Führer Deutschland wieder auf, so schnell, so blitzartig, daß die Welt seinem Tempo gar nicht zu folgen vermochte.

Wenn die draußen glaubten, die junge nationalsozialistische Regierung würde an inneren Gegensätzen zerbrechen, dann waren die Gegensätze eben überbrückt und die Unbotmäßigen ausgeschifft.

Wenn sie glaubten, eine Meuterei würde den Führer stürzen, dann waren die Meuterei schon zertreten und die Meuterer erschossen.

Wenn sie hofften, mit Drohungen die deutsche Aufrüstung zu verhindern, dann war sie über Nacht eben vollzogen, und unsere Soldaten standen bewaffnet im Rheinland.

Wenn sie meinten, man könnte Italien und Deutschland über der österreichischen Frage verfeinden, dann war Hitler schon in Wien und die Freundschaft der Achse gehärteter als zuvor.

So war es ihnen auch mit den Sudetendeutschen gegangen.

Ob Herr Chamberlain im September 1938 reiste oder nicht reiste, das bedeutete lediglich Theaterdonner in der Vorderkulisse der Weltgeschichte. Auf jeden Fall stand Adolf Hitler am 1. Oktober mit seinen Truppen auf dem uns gehörenden deutschen Sudetenboden, und ehe die Herren kapierten, daß ihre tschechische Militärbasis gegen das Reich ernsthaft gefährdet war, marschierte Hitler im März 1939 mit Zustimmung des tschechischen Staatspräsidenten Hacha in Prag ein und

verwandelte die gespannte Feindschaft in ein ausgeglichenes Zusammenleben des deutschen und tschechischen Volkes. Zugleich holte der Führer die Memeldeutschen ins Reich heim. —

Nun standen wir August 1939 in einem jener kleinen Orte, die in etwa Meilenumfang zwischen den Sperrforts verstreut um die alte Festung Königsberg herumliegen. Der überlange herrliche Sommer hatte uns wohl mit seiner Hitze und Freundlichkeit ein wenig verwöhnt. Diese Nacht war so kalt.

Ich ging zu den Kameraden hinein. Wir hatten einen fröhlichen Kameradschaftsabend hinter uns. Nun, am Abend dieses 31. August, stand auf allen Gesichtern die Frage zu lesen:

Wird es losgehen?

Oder müssen wir noch länger warten?

Noch länger warten und zusehen, wie England die Polen gegen uns aufhebt?

Sollen noch mehr Deutsche im Korridor ihr Deutschtum unter unmenschlichen Foltern und Mißhandlungen mit dem Leben bezahlen?

Diese Frage blieb nicht stumm in den Gesichtern. Sie wurde laut an mich gestellt. Die Kameraden des Zuges verlangten die Antwort ihres Chefs und Führers.

Es war keine Frage kriegslüfterner Soldaten. Die Männer hier kamen aus allen Berufen und Schichten

des deutschen Volkes. Zwanzig Männer waren Besitzer von Häusern, von Industrieunternehmungen, von Handelsgeschäften, von Bäckereien und Läden, zwanzig andere waren ungelernte Arbeiter der Faust aus Bau- und Landwirtschaft, zwanzig andere kamen von Zeitungen, vom Rundfunk, vom Film, der Rest waren Fachphotographen, Rundfunk- und Hochfrequenzingenieure, Flugzeugführer, Schriftsteller, Viehhirten. Es war ein kleiner Querschnitt durch das ganze deutsche Volk. Aus den Augen dieser Kameraden blickte mich das deutsche Volk an, aus ihrem Munde fragte es:

Wann geht es denn nun los? Wir geben doch nicht etwa nach, weil der Engländer hinter dem Polen steckt?!

Es war eine jener dunklen Nächte, in denen der Mond erst nach Mitternacht aufsteigt und hinter Wolken verborgen bleibt, um noch am nächsten Morgen als überflüssiges Bleichgesicht am Himmel zu hängen.

Aber die weite Fläche unseres gut betonierten Kasernenhofes war durch zahlreiche hellstrahlende Lampen und durch die Leuchte auf der Mitte des Hofes an der Tankstelle in gefälliges weißes Licht getaucht. Die Lampen erloschen ganz unerwartet. Der weite Hof und die umrahmenden Gebäude lagen auf einmal im Dunkel. Nur an der Pforte unseres Quartiers brannte noch das gelbliche Licht einer schönen handgeschmiedeten

Ampel, die nicht an die allgemeine Kasernenhofbeleuchtung angeschlossen war.

Jemand kam ziemlich eilig über den Hof gelaufen und rief schon von weitem: „Löschten Sie sofort Ihre Laterne! Es ist totale Verdunkelung befohlen.“

So: Totale Verdunkelung.

Das hieß also, daß wir uns am 31. August abends im Dunkel der Nacht verbargen, weil ein polnischer Luftangriff zu befürchten stand. Wir hatten lange darauf gewartet. Nun war es anscheinend so weit.

Über den Rundfunk kam eine Meldung:

Polnische Aufständische hatten den zum Reichssender Breslau gehörenden Sender Gleiwitz kurz nach 20 Uhr überfallen. Sie drangen in das Gebäude des Senders ein und überwältigten die Wache. Dann stürmten sie in den Senderraum und schlugen das Sendepersonal mit Stahlruten und Totschlägern zu Boden. Sie schalteten den Sender Breslau ab, schlossen den Gleiwitzer Senderraum direkt an den örtlichen Sender an und verlasen einen mitgebrachten Aufruf in polnischer Sprache. Die offenbar durch polnisches Militär vorgehenden Aufständischen meldeten sich mit der Ansage:

„Hier polnischer Sender Gleiwitz.“

Sie sprachen „im Namen des polnischen Freiwilligenkorps oberschlesischer Aufständischer“ und stellten die kühne Behauptung auf, daß Stadt und Sen-

der Gleiwitz bereits von der polnischen Armee erobert wären. Das polnische Breslau und das polnische Danzig würden folgen.

Nach der polnischen Verlesung des Aufrufes begannen sie mit der Verlesung in deutscher Sprache.

Zur etwa gleichen Zeit überschritt eine Abteilung von fünfhundert Polen bei Pitschen die Grenze und rückte in den deutschen Teil von Oberschlesien ein. Im Schlüsselwald bei Kreuzburg traf sie auf eine Streife der verstärkten deutschen Grenzpolizei. Die polnische Abteilung eröffnete sofort das Feuer. Ein Deutscher brach im Kugelregen tot zusammen. Zwischen der in Deckung gegangenen deutschen Streife und der polnischen Abteilung entwickelte sich ein längerer Feuerkampf. Die Polen wurden zum Rückzug gezwungen. Da sie bereits zwei Kilometer tief in deutsches Reichsgebiet eingedrungen waren, gelang es, die letzten Leute ihrer Abteilung abzuschneiden und fünfzehn Polen gefangenzunehmen.

Zur gleichen Zeit stürmten die Polen mit einer aus Militär und Aufständischen gemischten Truppe das deutsche Zollhaus von Hochlinden zwischen Gleiwitz und Ratibor. Die völlig überraschten deutschen Beamten mußten flüchten. Eine deutsche Abteilung wurde sofort zum Gegenstoß angesetzt. Es gelang, die Polen nach einem Gefecht von eineinhalb Stunden wieder

aus dem Zollhaus hinauszuschlagen. Vierzehn Polen wurden gefangen genommen.

Einen weiteren Vorstoß auf reichsdeutsches Gebiet unternahmen die Polen bei Ruda.

Als meine Männer die Nachricht über den polnischen Handstreich auf den reichsdeutschen Rundfunksender Gleiwitz abgehört hatten, sagte einer: „Na, dann werden die Polen ja jetzt die neue deutsche Handschrift kennenlernen.“ Ein anderer sagte: „Die Engländer sollen sich in acht nehmen.“

Die Kameraden nickten dazu.

Das war alles.

Noch größer als vorher stand die schon einmal an mich gerichtete Frage im Raum: Was wird nun? Geht es nun los?

Das war kein Kriegsbeginn mit Straßendemonstrationen, mit großmäuligen Reden, mit Hurra-schreien, Hüteschwenken und Begeisterungstaumel.

Dazu kannten wir den Krieg zu gut. Schon jahrelang dachte das Volk in Deutschland, daß Polen nur mit Gewalt zur Vernunft zu bringen sei. Diese Meinung war keinem hirnlosen Größenwahn entsprungen, keiner leichtfertigen Unterschätzung des Gegners und keiner übermütigen Zuversicht auf die eigene Kraft. Sie entstand in aller Kälte des Verstandes. Das Volk wollte, daß nun endlich nach zwanzig Jahren namen-

losen Leidens den polnischen Greuelthaten die deutsche Kraft entgegengesetzt wurde. Und eigentlich hatte der Führer gewollt, daß das Volk — dies wollte.

In tiefer Nacht brachte ich meine Kolonne auf den Weg.

Nun gab es nur eine Aufgabe: Fahren, fahren!

Durch stockfinstere, sternlose Nebelnacht fahren, fahren!

Denn in drei Stunden begann — vielleicht — der Krieg . . .

In dieser Nacht fuhren die Kolonnen durch Ostpreußen nach Süden, aus dem Innern Danzigs zur Verteidigung der Stadt an die Freistaatgrenze, durch Pommern, die Mark, Schlesien und die Slowakei nach Osten. Panzerwagen und Geschütze rollten ohne Licht rasselnd durch die Städte. Infanteriekolonnen marschierten durch Danzig so gut wie durch Allenstein, durch Schneidemühl, durch Beuthen und Gleiwitz, durch Städte und Dörfer des deutschen Ostens. Die Männer gingen schweigend. Aber sie durften in den Kolonnen rauchen — und wenn die glimmende Zigarette oder Tabakspfeife beim Anziehen heller leuchtete, dann sah man, daß die Infanteristen die Traggerüste vor der Brust — mit Handgranaten behängt hatten.

In allen Waldflecken längs der Grenze standen leichte und schwere Feldgeschütze in Deckung.

Panzerabwehrkanonen drohten, noch aus nächster Entfernung kaum erkennbar, plötzlich über Steinhäufen oder zwischen Zweigen hindurch abwehrbereit nach vorn und verteidigten alle Straßenkreuzungen und Dorfeingänge nach Osten.

Noch acht Tage vorher, am 26. August, hatten wir im Osten so prächtiges Wetter gehabt. Frühen Sonnenaufgang und richtiges Hitlerwetter! Aber am ersten Septembermorgen brauten die Nebel über allen Niederungen. Schwarze Morgentwolken standen zwischen 4 und 5 Uhr niedrig am Horizont, der Mond glanzlos dahinter.

Würde unsere Luftwaffe überhaupt fliegen können?

Oder war der Wettergott den Polen schon am ersten Kriegstage günstig gesinnt?

Durch den Nebel gellte eine dünne Sirene.

Vielleicht von einer Kleinbahn.

Dünn wie ein Totenglöcklein.

Wieder und immer wieder.

Das war kein Angriffssignal.

Das war in der dünnen Klanglosigkeit eine elende Nervenjäge, die sich schwachen Gemütern wie ein schlechtes Omen auf die Seele drücken konnte.

In Elbing standen unsere ostpreußischen Bomber gegen 4.30 Uhr morgens wie schwarze Schatten im Dunst.

Die Motoren heulten und liefen warm.

Die Auspuffrohre spuckten Feuer und Rauch.

Schattenhaft gingen graue Männer zwischen den Maschinen umher.

Sie legten Fallschirme an.

Ein Gedanke an ihre Lieben daheim ging durch ihr Gemüt.

Ein Gedanke an den Führer.

Ein Gedanke an den Feind.

Aber ihre Gesichter waren so verschlossen. Gespenstisch überzuckt vom Auspufffeuer der Motoren erschienen sie gleichmütig und unbewegt. Diese Männer waren Sturzkampfflieger, die Härtesten der Harten, eine Garde ausgesucht vertwegener Kerle. Sie redeten nicht darüber, aber sie standen doch mit dem Tod auf du und du. — Sie verwahrten alle Bewegung der Seele im innersten und geheimsten Winkel ihres Herzens. Dort blieb sie unsichtbar für jeden, der prüfend ihr Gesicht anschaute. Gestern, am letzten Friedenstag, hatten sie ihren Kommandeur verloren. Prachtvoller Offizier, ebenso tollkühner wie umsichtiger Draufgänger, ein sie alle begeisternder Kamerad und Mensch. Er lag wegen eines blödsinnigen Unfalls im Lazarett. Ausgerechnet am ersten Kriegstage. Nun führte sie ein schlanker, athletischer Oberleutnant mit einem prächtigen Rassekopf.

Die Nebel brauten so dicht, und der Morgen war

noch so dunkel, daß man nicht wissen konnte, ob das feindliche Ziel jenseits der polnischen Grenze überhaupt beim Anflug sichtbar sein würde. Dieses Scheißwetter!

Plötzlich ging eine Bewegung über das dunkle Rollfeld. Die Motoren heulten donnernd auf, die Maschinen rollten wie graue Geier über die Ebene, wendeten gegen den Wind und stiegen brausend in die Lüfte, die sie augenblicklich verschluckten und unsichtbar machten.

Die Gruppe Hozzel startete zum ersten Feindflug in dem harten Glauben, daß während der fünfzehn Flugminuten bis Dirschau das Wetter eben so sichtbar werden würde, daß sie ihre Bomben ins Ziel bringen konnte!

Der Angriff auf Dirschau galt der großen Weichselbrücke. Der Bombenabwurf sollte die Polen an der Sprengung der Brücken verhindern und deutschen Truppen das Eindringen in die Stadt mit möglichst wenig Verlusten ermöglichen. Blitzschnell stießen unsere gedrungenen Luftadler über Dirschau in die Tiefe. Der Todeshagel schwerer Bomben stürzte herab. Feuer sprang auf und leckte zum Himmel. Die deutsche Vergeltung begann wie ein Blitzschlag.

Eine halbe Stunde später ging ich auf dem Gefechtsstand zum „Ic“, dem Offizier, bei welchem alle Nachrichten und Lagemeldungen eines höheren Stabes zusammenlaufen. Da lag die Kiesenkarte des Oberstleut-

nants auf mehreren Tischen ausgebreitet. Ostpreußen, das Korridorgebiet und der Norden Polens bis nach Warschau hinunter.

Neben dem in Ostpreußen liegenden Ort Elbing war ein taktisches Zeichen der Luftwaffe eingezeichnet, mit dem ein feldmäßiger Flughafen angedeutet wurde. Von Elbing aus lief ein roter Bleistiftpfeil sechs Zentimeter lang über die ostpreußische Grenze nach Dirschau. Die Pfeilspitze zeigte auf die Weichselbrücke von Dirschau. An dem Pfeil stand eine Zahl, eine Uhrzeit. Parallel zu dem ersten Pfeil zeichnete ein Offizier mit Blaustift einen zweiten Pfeil ein. Der Pfeil wies in entgegengesetzter Richtung von Dirschau zurück nach Elbing. Er schrieb eine Uhrzeit an den Pfeil.

Der Anblick der kleinen Zeichnung bewegte mich tief.

Denn dieses dem Laien ganz gleichgültige Bild war das Dokument der ersten deutschen Kriegshandlung. Die zwei Pfeile und die beiden Zahlen in der Lagekarte des „Ic“ besagten: Die deutschen Sturzkampfbomber waren trotz des schlechten Wetters befehlsmäßig zum ersten Feindflug über die polnische Grenze gestartet. Zweiunddreißig Minuten später waren sie wieder in Elbing gelandet. Fünfzehn Minuten nach dem Start also, genau in der Hälfte dieser halben Flugstunde, hatten sie über den Bündstellen der Dirschauer Weichsel-

brücke und über den polnischen Kasernen und Militäranlagen daneben die vernichtende Sprengladung von wenigstens fünfzehntausend Kilo Bomben abgeworfen.

Im Zuden der Explosionen, im Qualm der Sprengwolken, die mit Morgendunst und Nebel gemeinsam das Tageslicht fernhielten, rafften sich Polens Soldaten, die angreifen wollten, zur eiligen Abwehr des deutschen Gegenangriffs auf und hämmerten ihre Flakgranaten in den trüben Himmel. Der deutsche Sturzkampfbomberangriff aber erreichte sein Ziel, traf den polnischen Gegner schwer und hinderte ihn, wie sich später herausstellte, für mehrere Stunden an der Sprengung der Dirschauer Weichselbrücke.

Eine Minute, nachdem der „Ic“ die Meldung vom Angriff der Kampfgruppe im Gefechtsstand des Luftwaffenkommandos Ostpreußen erhalten hatte, gab er sie an den Kommandierenden General und den Chef des Generalstabes weiter. Dann trug er die zwei Pfeile und die Angriffszeiten in seine Karte ein. Kurze Zeit danach startete die Elbinger Sturzkampfgruppe bereits zu neuen Aufgaben und verließ ihren Feldhafen.

Zwischen 4 und 5 Uhr morgens wurde es überall längs der deutsch-polnischen Grenze lebendig.

An den in Deckung stehenden Geschützen begann eine schweigende Tätigkeit. Die Männer griffen die vom Tau naßkalten Hebel. Lautlos bewegten sich die Rohre.

Kein überflüssiges Wort wurde gesprochen, kein Spaten, kein Seitengewehr klirrte.

Dann zuckten zur festgesetzten Minute die Mündungsfeuer der Geschütze auf:

Rums!

Rums!

Rums! folgten die Abschüsse der in zwanzig Meter Abstand stehenden Geschütze aufeinander.

Die Infanteristen, bisher vom Boden verschluckt, sprangen aus ihren Erdlöchern auf, erhoben sich aus dem feuchten Wiesengrund, lösten sich aus Buschwerk und Ackerfurchen und gingen mit raschen Schritten, das Gewehr schußbereit unter dem Arm, vorwärts.

Surrend und fauchend flogen die deutschen Granaten über ihre Köpfe. Dann hörte man den Aufschlag donnern. Aber es war nichts zu sehen. Die Artilleristen mußten im Planquadratverfahren schießen, genau nach der Karte auf die sorgfältig erkundeten polnischen Stellungen haltend. Bald wurden die vorgehenden Infanteriekompanien vom Morgennebel verschluckt. Darauf stiegen Leuchtkugeln in den blaßgrauen Himmel. Das war das Signal für die feuernde Artillerie. Jetzt waren die Infanteristen unmittelbar vor der polnischen Stellung. Die Leuchtkugeln gaben das Signal zum Vorverlegen des Feuers.

Nach kurzem Schußwechsel und einigen heftigen

Feuerstößen der Maschinengewehre drang die Infanterie in die ersten polnischen Stellungen ein.

Wieder stiegen die Leuchtkugeln hoch. Feuer weiter vorverlegen! Also wollte die Infanterie weiter pausenlos vorgehen! Die erste Kompanie war weit auseinandergezogen in der Form von Schützenrudeln nach vorn gegangen. Nun marschierten Verstärkungen nach. Die dichten Infanterieketten folgten meistens in Reihen hintereinander.

Je weiter sich der Gefechtslärm nach vorn im Nebel verlor, desto stärker wurde nun von hinten ein unheimliches Dröhnen und Brummen hörbar. Schwere Zugmaschinen der Pioniertruppen rollten vor. Mit eiligen Handgriffen wurden Pontons von den Fahrzeugen gehoben und zum Grenzfluß hinuntergetragen. Planken und Balken flogen in den Sand. Material für einen Brückenschlag! Rasch wie im Exerziergelände an der Havel wurde jeder Handgriff ausgeführt. In unwahrscheinlich kurzer Zeit entstand die erste Pontonbrücke über das Fließchen.

Das Donnern und Brummen hinter den deutschen Linien verstärkte sich weiter. Dort in den Wäldern steckten nämlich deutsche Panzerverbände. Sie hatten sich dort rechtzeitig versammelt und gegen Sicht getarnt. Ganze Waldstücke waren durch dichte Postenketten abgesperrt, die jedem, ob Soldat oder Zivilist, den Zutritt

verwehrten. Nur wer dienstlich zu tun hatte, kam durch. Jetzt liefen die schweren Motoren der Panzer warm. Dann rollten die Panzer über die vorbereiteten Wege, über die neuerbaute Brücke, den Infanteristen folgend, in die unbekannte graue Rebelloidschaft nach Osten. Bald überholten sie die marschierende und kämpfende Infanterie und schienen sich in der endlosen Weite der polnischen Steppenlandschaft zu verlieren. Früh genug sollte der Pole zu seinem Schrecken bemerken, daß die schnellen Panzerwölfe ihn im Rücken faßten!

Polnische Angriffspläne

Als wir in die polnischen Städte einmarschierten, hing dort ein kriegsheyerisches Plakat, wie es ähnlich niemals in Deutschland erschien. Darauf sah man das Köpfchen des später geflohenen polnischen Armeeführers, Marschalls Rydz=Smigly. Dieser unwürdige Nachfolger Pilsudskis richtete auf dem Plakat seine drohenden Kanonenrohre gegen Deutschland.

Die schweren Geschütze, die dort abgebildet waren, sollten Berlin zerschießen, nur — sie standen bloß auf dem Plakat, nicht auf den polnischen Artillerieschießplätzen.

Schwere Tanks rollten gen Westen und walzten die deutschen Soldaten nieder, nur — auch diese schweren Tanks standen bloß auf dem Papier. Dann sah man auf dem Plakat noch eine gewaltige Luftflotte gegen Berlin fliegen. Diese Luftflotte stand allerdings nicht auf dem Papier, sondern tatsächlich in einer Stärke von achthundert Flugzeugen auf den polnischen Flughäfen, nur — sie traute sich nachher nicht in die Luft, als wir kamen, und wurde größtenteils am Boden vernichtet.

Polens Marschall Pilsudski zeichnete einmal, Jahre

vor seinem Tode, eine Karte der für Polen wünschbaren und zweckmäßigen Grenzen. Auf dieser Karte gehörten Danzig, der Korridor und Oberschlesien zu Deutschland! Pilsudski wußte und sah voraus, daß einer ständigen Zusammenarbeit Polens und Deutschlands eine Vereinigung der Grenzfragen im Osten vorangehen mußte. Da das Glück und die Existenz Polens von einer friedlichen Zusammenarbeit mit Deutschland abhing, war er als Soldat und Staatsmann entschlossen, die notwendigen Konsequenzen zu ziehen und diese 1918 unter der Präsidentschaft Paderewskis geraubten Gebiete an Deutschland zurückzugeben.

Nach dem Tode Pilsudskis handelten seine törichten Nachfolger genau umgekehrt. Der Marschall hatte sich die fragwürdige Freundschaft der westlichen Demokratie soweit eben möglich vom Leibe gehalten. Er wußte, daß sie im polnischen Volke nichts als einen willigen Soldaten für ihre eigennützigen Zwecke suchten. Die unklugen Nachfolger des Marschalls aber waren bereit, für die Westmächte den willfährigen Soldaten zu spielen. Aber sie wollten auch großzügig belohnt werden und zeichneten deshalb ebenfalls eine Karte der wünschbaren Grenzen des Polenstaates.

Danach waren Litauen, das Memelland, Ostpreußen, Danzig, der Korridor, Pommern, die Oder, Lübeck,

Berlin, Ostfachsen, ganz Schlesien und die Tschechei und Slowakei polnisch. Diese Kartenzeichnung eines Verrückten wurde überall in Polen plakatiert und in Zeitungen, Büchern und auf Postkarten als sicheres Ergebnis des ersehnten Krieges gegen Deutschland dargestellt. Der Plakattext lautete: „Polen, wir sind hier nicht erst seit gestern, wir reichen weit bis nach Westen. Der geringste Staub polnischer Erde kehrt zum Mutterland zurück.“ Wer beobachtet hat, mit welcher Fügsamkeit der polnische Bauer allem folgt, was ihm von intelligenten Leuten gesagt oder befohlen wird, der kann sich ein Bild von der Auswirkung derartiger Seksmethoden im polnischen Volke machen.

Man glaubte tatsächlich, noch das geschwächte und niedergeworfene Deutschland der Systemzeit vor sich zu haben. Je mehr sich Warschau in den Rüstungs-
taumel hineinredete, je mehr Plakate mit Kanonen, Panzern und Flugzeugen an allen Mauerecken hingen, desto mehr glaubte man am Ende selber an den Besitz und die Beherrschung derartiger Waffen.

Da man aber in einem geheimen Kämmerchen des Bewußtseins doch noch immer die peinliche Wahrheit empfand, daß man ja gar keine schweren Geschütze besaß, daß man ja gar keine schweren Panzer hatte, und daß man ja nicht dreitausend, sondern bloß achthundert Flugzeuge in den Häfen stehen hatte, so glaubte man,

der angegriffene Gegner, der Führer des Reiches, werde sicher ähnlich großartig reden und ähnlich schwungvoll plakatieren wie die großmäuligen Phantasten an der Weichsel, und man könnte also ruhig ein paar Prozent von seinen Angaben abziehen. Wenn der in Berlin sagte, er habe die stärkste und bestgerüstete Armee der Welt — nun, so war das wohl mehr Rederei als Tatsache. So meinten sie an der Weichsel. Wenn der in Berlin sagte, er besitze eine schlagkräftige Panzerwaffe, nun — aber ohne Betriebsstoff. So meinten sie an der Weichsel. Wenn der in Berlin sagte, er habe die stärkste und kühnste Luftwaffe der Welt, nun — so war das wohl eine Prahlerei, denn wo wollte er die in fünf Jahren herbekommen haben? So meinten sie an der Weichsel.

In dieser Selbsttäuschung über ihre eigenen Kräfte und über die Kräfte des Gegners stellten sie ein Angriffsprogramm auf, das dem Großen Alexander alle Ehre gemacht hätte.

Zunächst einmal sollte Danzig überrannt und Ostpreußen besetzt werden. Dann wollten sie gegen den deutschen Ostwall anlaufen, nach Pommern vordringen, Schlesien besetzen und wenn möglich in den Norden der Tschechei und Slowakei eindringen. Den Rest wollten sie in einer Schlacht bei Berlin erledigen, nach welcher sie den Frieden diktieren. Um diese irrsinnigen

Angriffspläne durchzuführen, verzichtete die polnische Heeresleitung auf den Vorteil der Operation auf der inneren Linie und stellte mehrere große, voneinander getrennte Angriffsgruppen auf:

1. Eine starke polnische Armee im Norden von Warschau mit dem Ziel des Angriffs auf Ostpreußen. Die Soldaten dieser Armee waren in bester Stimmung. „Auf nach Königsberg!“ Diese gleisnerische Parole gab der polnische Generalissimus seinen Soldaten der Nordarmee.

2. In der rechten Flanke dieser Armee, im Raum von Wilna, der durch einen polnischen Handstreich geraubten Hauptstadt Litauens, stand eine weitere starke Armeegruppe. Ziel: Vorstoß auf Insterburg und, den Spuren der Rennkampfarmee folgend, auf Königsberg.

3. Im Korridor versammelte Polen eine weitere, sehr starke Armee, die den Freistaat Danzig zu überrennen hatte und dann über Danzig und Elbing offensiv vom Westen her gegen Ostpreußen vorgehen sollte. Damit würde diese Armee dem Reich den Rücken zukehren.

4. Um ihr die notwendige Rückendeckung zu geben, wurde die größte polnische Armee bei Posen aufgestellt. Ihr Ziel war der Angriff auf Pommern, auf die Reichshauptstadt Berlin und auf den Norden von Schlesiens. „In Berlin diktieren wir den Frieden!“ Das war

die Meinung und Stimmung dieser polnischen Westarmee.

5. Im Raum von Krakau und Lemberg wurde eine polnische Südararmee aufgestellt zum Angriff auf das für Deutschland lebenswichtige oberschlesische Industriegebiet.

So sollte die Insel Ostpreußen durch die polnischen Armeen umfassend angegriffen, überflutet und besetzt werden, während gleichzeitig der durch die stärkste Armee gegen Berlin vorgetragene Angriff jede Hilfeleistung des Reiches für Ostpreußen unmöglich machen sollte. Dazu rechneten die polnischen Strategen mit einem Einfall Frankreichs und Englands in Westdeutschland, der das Reich überhaupt zum Verzicht auf stärkere militärische Handlungen im Osten zwingen würde. Die Herren übersahen, schiefäugig, wie sie nun einmal waren, die Kleinigkeit des Westwalls mit seinen siebzehntausend Betonbunkern.

Immerhin, ich gestehe, es war für uns in Ostpreußen kein schönes Gefühl, im Laufe des Monats August so langsam zu erkennen, mit welchen Heeresmassen man über uns herfallen würde. Ich war in den letzten Julitagen noch durch das Korridorgebiet gefahren, sowohl über die südliche Straße Konitz—Dirschau wie über die nördliche Lauenburg—Götenhafen—Danzig. An der deutschen Ostgrenze sah ich die deutschen Bunker-

linien und Drahtverhaue, die Panzersperren und Tank-fallen. So rüstete sich das Reich gegen einen polnischen Angriff. Ich besichtigte dann die ostpreußischen Panzer-sperren und Verdrahtungen gegen den polnischen Ein-fall, die Widerstandslinien und Bunker unserer Ver-teidigung, die eng aneinander gereichte Seenkette, das beste Hindernis gegen jeden Angriff. Ich ging damals mit seltsamen Gefühlen durch die dichten masurischen Urwälder, zwischen den See-Engen hindurch, die oft nur einen Durchlaß von wenigen Metern Breite ge-währten.

In der Russenfälle bei Tannenberg wurden nach der Tannenbergsschlacht große Massen der russischen Armee gefangen. Als ich dort mit der kräftigen, freundlichen Förstersfrau am See sprach, da klangen ihre Worte wie selbstverständlich: „Nun wird wohl bald der Krieg aufs neue unser ostpreußisches Land zerstören. Dann werden die Männer wieder kämpfen und die Frauen in den Lazaretten sein.“

Sie sagte es ohne jede Spur von Sentimentalität, ohne Bedauern, ohne Furcht vor dem Unabwendbaren, aber in dem Gefühl, daß Krieg und Vernichtung den Boden des schönen Landes aufs neue zerstampfen würden. Es war so schlicht und herrlich, als diese Frau sagte: „Der Boden hier ist ja heiliger Boden. Darum ist schon so unendlich viel Blut vergossen worden.“

Als ich nachher in eine Schule kam, war dort im Versammlungsraum ein buntes Bild mit säenden und erntenden Bauern, mit brauner Scholle und fruchtbaren, goldgelben Kornfeldern auf die Giebelwand gemalt. Darüber stand das Wort:

„Du mußt dieses Land ewig lieb haben.“

Es brauchte nicht dort zu stehen, denn es ist tief in die Herzen der Ostpreußen eingeprägt. Diese Menschen, eine Mischung der edelrassigsten deutschen Stämme, bei denen nordgermanische Einwanderer und die ihres evangelischen Glaubens wegen geflohenen Salzburger Auswanderer vorherrschen, sahen dem Ostpreußen mit Brand und Mord bedrohenden Kriegsschicksal im Sommer 1939 mit einer Kaltblütigkeit sondergleichen ins Auge. Als Grenzsiedler in Kampf und Krieg bewährt, hart geworden auf kolonisiertem Boden, nahmen sie die Wahrscheinlichkeit, ja die Gewißheit eines Krieges in ihre tägliche Arbeit und in ihre sonntäglichen Feierstunden als etwas Unausweichliches und zu Überstehendes mit Gleichmut hinein.

Wir aus dem Reich gewannen rasch das sichere Gefühl, daß niemand diese Insel überrennen konnte, daß sie sich bis zum letzten Blutstropfen mutig, zäh und standhaft verteidigen würde. Aber wir rechneten damit, lange vom Reich abgetrennt zu sein, wenn die Westmächte mit großer Energie einen Angriff auf West-

deutschland unternahmen und Polen womöglich noch anderweitige militärische Unterstützung fand.

Der Führer aber erkannte an Hand der Aufmarschberichte der polnischen Armeen mit dem nicht erlernbaren, angeborenen Blick des Feldherrn die Schwäche der polnischen Angriffsstellung.

In der Reichstagsrede zu Beginn des Krieges, am 1. September, erklärte der Führer: „Ich gehe meinem Volke jetzt voran als sein erster Soldat.“

In Wirklichkeit war der Führer seinem Volke, seinen Generalen und Oberbefehlshabern schon unaufhörlich vorangegangen: In der Erkenntnis der Feindesabsichten, in der Erkenntnis des polnischen Aufmarsches und in der Erkenntnis der schwachen Punkte der feindlichen Front. Fast täglich waren die Oberbefehlshaber des Heeres, der Marine und der Luftwaffe, die Generalstabschefs der drei Wehrmachtsteile und der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht beim Führer. Der feindliche Aufmarsch wurde geprüft, die polnischen Operationsabsichten geklärt, die von allen Seiten kommenden Nachrichten, die Äußerungen polnischer Militärs, die Erklärungen der Tageszeitungen und die großmäuligen Reden über den Marsch nach Berlin, nach Königsberg, nach Breslau miteinander verglichen und aufeinander abgestimmt.

So ergab sich für den Führer und seine Oberbefehlshaber

haber allmählich ein klares Bild der feindlichen Angriffsabsichten und daraus folgend die Möglichkeit der deutschen Verteidigung. Sie sollte eine kühne Verteidigung sein, eingedenk der alten Soldatenweisheit, daß die beste Verteidigung im Angriff liegt. An Hand der polnischen Operationspläne entstand der deutsche Aufmarschplan.

Den fünf polnischen Armeegruppen setzte der Führer unter dem Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst von Brauchitsch, zwei Heeresgruppen entgegen.

1. Die Heeresgruppe Nord unter dem Befehl des Generalobersten von Bock mit der 4. Armee des Generals der Artillerie von Kluge und der ostpreußischen 3. Armee des Generals der Artillerie von Rüdler.

Großadmiral Raeder setzte die Flotte ein. Generaladmiral Albrecht übernahm die Kriegsführung in der Ostsee, die in der Absperrung der polnischen Küste und der Niederringung der polnischen Seehäfen bestand.

2. Die Heeresgruppe Süd unter dem Befehl des Generalobersten von Rundstedt mit der 14. Armee des Generalobersten List, der 10. Armee des Generals der Artillerie von Reichenau und der 8. Armee des Generals der Infanterie Blaschewitz.

Die Heeresgruppe Nord sollte im Korridor die Verbindung mit Ostpreußen herstellen und aus dem Korridorgebiet und Ostpreußen südlich vorstoßen.

Die Heeresgruppe Süd hatte den Auftrag, aus Schlesien und der Slowakei in östlicher Richtung vorzugehen.

Hauptrichtung beider Heeresgruppen war Warschau.

Die zwischen den Heeresgruppen eingeklemmten Teile der polnischen Armee sollten beim Vormarsch durch rückwärts gestaffelte Verbände abgefangen und eingekesselt werden. Soweit notwendig, war ostwärts der Weichsel, hinter den Flüssen Bug und San, durch Vorstöße der deutschen Heeresgruppen ein Entkommen der zurückflutenden polnischen Armeen zu verhindern und die völlige Umfassung und Vernichtung der Polen zu erzwingen.

Generaloberst von Brauchitsch arbeitete den genialen Plan mit seinem Generalstabschef General Halder in allen Einzelheiten aus. In den Händen des Chefs des Oberkommandos der Wehrmacht, des Generalobersten Keitel, lag zugleich mit der Planung die Festsetzung der Aufgaben der anderen Wehrmachtsteile.

Entsprechend dem genialen Plan sah Generalfeldmarschall Göring den Einsatz seiner Luftwaffe vor. Die für die Verteidigung des deutschen Westens zuständigen Luftflottenkommandos verblieben in ihrem Bereich. Nur das Luftwaffenkommando Ostpreußen, die ihm übergeordnete Luftflotte 1 und die in Wien stationierte Luftflotte 4 durften in die Ostkämpfe ein-

greifen und wurden unter dem persönlichen Oberbefehl des Generalfeldmarschalls zur Niederschlagung der polnischen Luftwaffe und zur Zusammenarbeit mit den beiden deutschen Heeresgruppen eingesetzt. Oberst Jeschonek leitete den Einsatz als Chef des Generalstabes der Luftwaffe. Die Luftwaffe 1 führte General der Flieger Kesselring, das Luftwaffenkommando Ostpreußen Generalleutnant Wimmer. Im Süden befehligte General der Flieger Löhner die Luftflotte 4. blieb Polen in der Luft mächtig und kam es zur Entfaltung, so waren seine achthundert, zum Teil modernen Kampfmaschinen eine ernsthafte Bedrohung Ostpreußens, Schlesiens und Mitteldeutschlands. Die größten Städte des Reiches lagen dann im Bereich feindlicher Bomber. Dazu waren die kriegswichtigen Industrien in Schlesien und Sachsen gefährdet. Sollte die vom Führer beschlossene gewaltige Umfassungsaktion der mit Reserven vier Millionen Mann starken polnischen Armee gelingen, so mußte ebenfalls von Anfang an die Überlegenheit in der Luft erkämpft werden. Während der deutsche Feldherr durch seine Aufklärer möglichst den ganzen polnischen Raum überschauen wollte, jede Bewegung und jede Gruppierung des Feindes erkennend, sollten der polnischen Kriegsführung Bewegung, Vormarschrichtung und Absichten des deutschen Vormarsches verborgen bleiben. So fiel der

jungen Luftwaffe, die in der „Legion Condor“ auf spanischem Boden soeben hohen Waffenruhm errungen hatte, die Aufgabe der blitzschnellen Vernichtung der polnischen Luftwaffe bei Beginn des Krieges zu.

Es ist in diesem Zusammenhang interessant zu wissen, daß der Generalstabschef des Luftwaffenkommandos Ostpreußen, der Oberstleutnant im Generalstab Hölle, als erster deutscher Generalstabschef der Legion Condor den Kampf zur Unterstützung des Generals Franco in Spanien leitete.

Dem Luftwaffenkommando Ostpreußen fiel bei Kriegsbeginn ein Kampfraum zu, der von den Ostufeln der Weichsel bis nach Warschau, Brest-Litowsk und Wilna über fünfhundert Kilometer Frontbreite reichte. Die übrigen Verbände der Luftflotte 1 und die Luftflotte 4 teilten sich in die westlich der Weichsel und südlich sowie östlich von Warschau liegenden Räume.

Der Plan Görings war einfach und hart. Die deutschen Kampfstaffeln sollten bei Kriegsbeginn über die Grenzen brausen, die Verbände der polnischen Luftwaffe auf ihren Flughäfen fassen und, soweit möglich, auf dem Boden oder im Luftkampf vernichten.

Das neblige Septemberwetter schien am Morgen des ersten Kriegstages einen Überraschungserfolg dieser Art zunichte zu machen. Zwar konnten tollkühne Lufthelden einzelne Unternehmungen, wie den Über-

fall auf die Brückenzündstellen von Dirschau oder den Bombenflug nach Radom, südlich von Warschau, durchführen. Aber ein Großeinsatz der ganzen, im Osten bereitstehenden Luftwaffe war in den ersten Morgenstunden noch nicht möglich.

Die wenigen Stunden bis zur Wetterbesserung gaben den Polen eine letzte knappe Galgenfrist. Als die Aufklärer von Warschau, Thorn, Posen, Krakau, Brest-Litowsk, Wilna, Lemberg, Lublin und Radom in ihre Ausgangsorte zurückkehrten, da konnten sie zwar die Wetterbesserung im Laufe des Mittags melden, zugleich aber die Verlegung der polnischen Luftwaffe auf zunächst unbekannte Feldflugplätze. Nun mußten diese erst wieder erfundet werden.

Führerrede bei Kriegsbeginn

So entstand gleich nach dem Kampfbeginn für die Männer der Luftwaffe eine Spannungspause. Es hieß abwarten. Während die Infanteristen unter dem umwölkten Himmel marschierten, während die Panzer bereits durch Polen jagten, hockten die deutschen Luftadler noch sprungbereit auf allen Horsten.

In dieser Stimmung hörten wir die Führerrede.

Göring hatte den Reichstag um 10 Uhr vormittags in die Krolloper berufen.

Ganz Deutschland saß vor den Lautsprechern und Rundfunkapparaten.

Gunter d'Alquen schildert uns den Reichstag des historischen 1. September mit folgenden Worten:

„Es ist nicht das gewohnte Bild in der Krolloper, die nun so manchen entscheidenden Tag erlebte, die Farben und der Ton sind andere. Ernste Stille. Sammlung gleichsam vor dem Einsatz, das gibt den gedämpften Ton, das Feldgrau von Schützen und Offizieren in den langen Reihen der Männer des Reichstags, das ist unter den Farben der Uniformen das Zeichen für den Sinn dieses Tages.“

Um 10 Uhr tritt der Führer unter seine Abgeordneten. Wir sehen die erhobenen Arme, wir sehen Adolf Hitler — feldgrau sein Kopf.

Der Soldat des Großen Krieges, der Baumeister des Reiches und nun der erste Kämpfer seines Volkes tritt vor die deutsche Gemeinschaft.

Die gedämpfte Ruhe ist zur Stille geworden, dieses Bild, dieses Symbol, ein Band, das alle Seelen nun doppelt fest umspannt, es läßt uns alle erst los, als der Führer an seinem Platz ist, als sein Lächeln dann den Gruß frei macht, der all unsere gläubige Zuerst, all unsere Stärke und all unser ehernes Vertrauen mit sich trägt zu diesem Mann, der niemals so wie in dieser Stunde das Beste von uns und gleichzeitig unseren heiligsten Besitz bedeutet.

Und wir, die wir in dieser Halle Zeugen dieses nie verlöschenden, aufrüttelnden Augenblicks sind, wir wissen die Millionen an den Lautsprechern um uns; es ist, als träten die Wände zurück, als wäre die große deutsche Familie hier vereint zu diesem feierlichen Appell.

Der Marschall des Reiches eröffnet die Sitzung, und es spricht der Führer.

Mitten hinein in die Entscheidung dieser Stunde, mitten hinein in alle Fragen, die uns im Augenblick erfüllen, führt er uns in knappen Worten, die so ein-

deutig sind, daß man die Sätze nicht zu hören brauchte, um aus dem Gesicht ihre stählerne Bedeutung zu empfangen.

Dieses Gesicht! Das ist das Gesicht der Kampfzeit, dieser Ausdruck, das ist der Ausdruck jenes Siegesbewußtseins, das in wenigen Jahren ein Volk zu sich selbst zurückbrachte.

Da steht wieder der Mann, das Gewissen und die Zusammenfassung aller deutschen Kraft, wie ehemals. Sein Feld ist größer, seine Macht ist gewaltiger, sein Ziel ist immer das gleiche geblieben: sein deutsches Volk, du und ich, unsere Kinder und Enkel, das ewige deutsche Leben!“

Der Führer berichtet mit knappen Worten von den endlosen Bemühungen um eine friedliche Revision und Lösung der Ostfragen und seinen Besprechungen mit polnischen Staatsmännern. Die deutschen Vorschläge wurden den Polen seit dem Herbst des Jahres 1938 mündlich, dann schließlich schriftlich unterbreitet. Der Führer sagt darüber:

„Ich habe dann die deutschen Vorschläge formulieren lassen, und ich muß es noch einmal wiederholen, daß es etwas Loyaleres und Bescheideneres als diese von mir unterbreiteten Vorschläge nicht gibt. Und ich möchte das jetzt der Welt sagen: Ich allein war überhaupt nur in der Lage, solche Vorschläge zu machen! Denn ich

weiß ganz genau, daß ich mich damals zur Auffassung von Millionen von Deutschen in Gegensatz gebracht habe.

„Diese Vorschläge sind abgelehnt worden!

„Aber nicht nur das! Sie wurden beantwortet: mit Mobilmachungen, mit verstärktem Terror, mit gesteigertem Druck auf die Volksdeutschen in diesen Gebieten und mit einem langsamen wirtschaftlichen, politischen und in den letzten Wochen endlich auch militärischen und verkehrstechnischen Abdroffelskampfe gegen die Freie Stadt Danzig.

„Polen hat den Kampf gegen die Freie Stadt Danzig entfesselt. Es war weiter nicht bereit, die Korridorfrage in einer irgendwie billigen und den Interessen beider gerecht werdenden Weise zu lösen! Und es hat endlich nicht daran gedacht, seine Minderheitsverpflichtungen einzuhalten.“

Schließlich schlug Polen die noch einmal in den letzten zwei Tagen angebotenen Verhandlungen aus. Der Führer erklärt, und sein Gesicht wird stahlhart dabei:

„Meine Friedensliebe und meine endlose Langmut soll man nicht mit Schwäche oder gar mit Feigheit verwechseln! Ich habe daher gestern abend der britischen Regierung mitgeteilt, daß ich unter diesen Umständen auf seiten der polnischen Regierung keine Ge-

neigtheit mehr finden kann, mit uns in ein wirklich ernstes Gespräch einzutreten.

„Damit sind diese Vermittlungsvorschläge gescheitert, denn unterdes waren als Antwort auf diesen Vermittlungsvorschlag erstens die polnische Generalmobilmachung gekommen und zweitens neue schwere Greuelthaten. Diese Vorgänge haben sich nun heute nacht abermals wiederholt. Nachdem schon neulich in einer einzigen Nacht einundzwanzig Grenzzwischenfälle zu verzeichnen waren, sind es heute nacht vierzehn gewesen. Darunter drei ganz schwere. Ich habe mich daher nun entschlossen, mit Polen in der gleichen Sprache zu reden, die Polen seit Monaten uns gegenüber anwendet!“

Da springen die Abgeordneten des Reichstages auf, und auch bei uns im Quartier geht Bewegung durch die Reihen, und keiner bleibt sitzen, auch wenn er noch so müde vom Nachtmarsch und ersten Kampfeinsatz um 4 Uhr morgens ist. Ich habe das Gefühl: Ganz Deutschland schart sich jetzt leibhaftig um den Führer, und die laute Huldigung der Abgeordneten des uns im Augenblick so fernen Deutschen Reichstages ist nur ein Funke des mächtigen Feuers, das dem Führer aus ganz Deutschland entgegenschlägt. Wir, das Volk, wir, die Soldaten, gehören mit dem Feuer unseres Herzens dem Führer!

Adolf Hitler wirft Worte wie Granitblöcke in den Raum:

„Unsere Ziele:

Ich bin entschlossen:

1. die Frage Danzig,

2. die Frage des Korridors zu lösen

und 3. dafür zu sorgen, daß im Verhältnis Deutschlands zu Polen eine Wendung eintritt, die ein friedliches Zusammenleben sicherstellt!“

Der Reichstag, das Volk, wir da draußen wollen das genau so!

Der Führer sagt:

„Ich bin dabei entschlossen, so lange zu kämpfen, bis entweder die derzeitige polnische Regierung dazu geneigt ist, diese Änderung herzustellen, oder bis eine andere polnische Regierung dazu bereit ist!

„Ich will dabei die notwendigen Handlungen so vornehmen, daß sie nicht dem widersprechen, was ich Ihnen hier, meine Herren Abgeordneten, im Reichstag selbst als Vorschläge an die übrige Welt bekanntgab. Das heißt, ich will nicht den Kampf gegen Frauen und Kinder führen! Ich habe meiner Luftwaffe den Auftrag gegeben, sich bei den Angriffen auf militärische Objekte zu beschränken. Wenn aber der Gegner glaubt, daraus einen Freibrief abzulesen zu können, seinerseits mit umgekehrten Methoden zu kämpfen, dann wird er

eine Antwort erhalten, daß ihm Hören und Sehen vergeht!"

Da springen die Männer des Deutschen Reichstages abermals auf und bringen dem Führer eine minutenlange Huldigung dar. Als es endlich still wird, sagt der Mann in Feldgrau:

„Polen hat nun heute nacht zum erstenmal auf unserem eigenen Territorium auch durch reguläre Soldaten geschossen.

„Seit 4.45 Uhr wird jetzt zurückgeschossen!

„Und von jetzt ab wird Bombe mit Bombe vergolten!

„Wer mit Gift kämpft, wird mit Giftgas bekämpft. Wer sich selbst von den Regeln einer humanen Kriegsführung entfernt, kann von uns nichts anderes erwarten, als daß wir den gleichen Schritt tun.

„Ich werde diesen Kampf, ganz gleich gegen wen, so lange führen, bis die Sicherheit des Reiches und seine Rechte gewährleistet sind!"

Dann spricht der Mann in Feldgrau von der Opferbereitschaft für Deutschland.

„Ich verlange von keinem deutschen Mann etwas anderes, als was ich selber über vier Jahre lang bereit war, jederzeit zu tun!

„Es soll keine Entbehrungen Deutscher geben, die ich selber sofort übernehme!

„Mein ganzes Leben gehört von jetzt ab erst recht meinem Volke!

„Ich will jetzt nichts anderes sein als der Erste Soldat des Deutschen Reiches!

„Ich habe damit wieder jenen Rock angezogen, der mir selbst der heiligste und teuerste war.

„Ich werde ihn nur ausziehen nach dem Sieg — oder ich werde dieses Ende nicht erleben!“

Über den Reichstag kommt atemlose Stille.

„Sollte mir in diesem Kampf etwas zustoßen, dann ist mein erster Nachfolger Parteigenosse Göring.“

Da löst sich die seelische Spannung der Männer in begeisterter Zustimmung.

„Sollte Parteigenossen Göring etwas zustoßen, ist sein Nachfolger Parteigenosse Heß.“

Erneuter stürmischer Beifall dankt dem Führer.

„Sie würden diesen dann als Führer genau so zu blinder Treue und Gehorsam verpflichtet sein wie mir! Für den Fall, daß auch Parteigenossen Heß etwas zustoßen sollte, werde ich durch Gesetz nunmehr den Senat berufen, der dann den Würdigsten, das heißt den Tapfersten aus seiner Mitte wählen soll! Als Nationalsozialist und deutscher Soldat gehe ich in diesen Kampf mit einem starken Herzen! Mein ganzes Leben war nichts anderes als ein einziger Kampf für mein Volk, für seine Wiederauferstehung, für Deutschland, und

über diesem Kampf stand nur ein Bekenntnis: der Glaube an dieses Volk! Ein Wort habe ich nie kennengelernt, es heißt: Kapitulation. Wenn irgend jemand aber meint, daß wir vielleicht einer schweren Zeit entgegengehen, so möchte ich bitten, zu bedenken, daß einst ein Preußenkönig mit einem lächerlich kleinen Staat einer der größten Koalitionen gegenübertrat und in drei Kämpfen am Ende doch erfolgreich bestand, weil er jenes gläubige, starke Herz besaß, das auch wir in dieser Zeit benötigen.

„Der Umwelt aber möchte ich versichern: Ein November 1918 wird sich niemals mehr in der deutschen Geschichte wiederholen!“

Die Reichstagsabgeordneten dankten dem Führer mit lauten Zurufen und bekräftigten mit tosendem Beifall die fanatische Entschlossenheit der gesamten Nation.

„So wie ich selber bereit bin, jederzeit mein Leben für mein Volk und für Deutschland einzusetzen, so verlange ich daselbe auch von jedem anderen!“

„Wer aber glaubt, sich diesem nationalen Gebot, sei es direkt oder indirekt, widersetzen zu können, der fällt!“

„Verräter haben nichts mit uns zu tun!“

„Wir alle bekennen uns damit nur zu unserem alten Grundsatz: Es ist gänzlich unwichtig, ob wir leben, aber notwendig ist es, daß unser Volk, daß Deutschland lebt!“ —

Die Worte des Führers sind verklungen.

Meine Männer singen stehend das Horst-Wessel-Lied und das Deutschlandlied.

Als eine Stille im Raum ist, sieht einer den anderen an.

Morgens um 5 Uhr waren sie die ersten über dem Feind. Die Motoren donnerten durch das Dunkel.

Jetzt, fünf Stunden später, hat der Führer zu ihnen gesprochen.

Unfaßbares Wunder!

Kämpfen im Feindesland und doch stündlich mit der Heimat verbunden sein!

Die Gesichter sind noch härter als vorher geworden. Wie aus Erz gemeißelt. Aus jedem blicken ein paar ganz klare Augen. Keine Frage steht mehr im Raum. Jetzt haben die Männer auch keine Frage mehr an mich. Ich fühle es, denn wir sind ja ein Teil davon, jetzt hat auch das deutsche Volk keine Frage mehr. Jetzt sind alle zielklar und wegsicher. Dieser Kampf ist notwendig. Nun werden wir ihn zum siegreichen Ende führen.

Flieger am Feind

Seit dem Morgen flogen einzelne Aufklärer und Wettermaschinen nach Westpreußen und Polen. Sie brachten genaue Berichte über die Wetterlage in Warschau, in Wilna, in Graudenz, in Thorn, in Radom. Ob Wolkendecke vorhanden, wie hoch, wie dicht über dem Boden, ob Bodennebel. Gegen Mittag überwand die Sonne endlich den Nebel, brach siegreich durch das Gewölk und verscheuchte die Schleier über dem Boden.

Aus Fliegerwetter wurde Flugwetter. Fliegerwetter nennen unsere Flieger nämlich jenes Sauwetter, jene Waschküche, in der man sich als Flieger am besten gleich selber persönlich beim Teufel abliefert. Im übrigen sind am schlechten Wetter grundsätzlich die „Wetterfrösche“ schuld (die Meteorologen der Flugstationen . . .). Flugwetter aber, nun, das ist volkstümlich gesprochen Hitlerwetter und wird den richtigen Fliegern vom lieben Gott beschert.

Als das kam, da sagte der Chef des Generalstabes auf dem Gefechtsstand des Luftwaffenkommandos Ostpreußen zu seinem Kommandierenden General:

„Die Luft ist rein. Jetzt können wir unsere Geschwader an den Himmel hängen.“

Das Morgengrauen im Osten war einem hellen, sieghaften Sonnentage gewichen. Das aber bedeutete den schlagartigen Einsatz der gesamten im Osten bereitgestellten deutschen Luftstreitkräfte.

Dieses Hitlerwetter war der Anfang vom Ende Polens.

Nun wurden wirklich die Geschwader dicht wie die Ketten der Zugvögel „an den Himmel gehängt“.

Bei den Generalstäben der Luftflotten und des Luftwaffenkommandos standen die Telephone nicht mehr still, rasselten die Fernschreiber, zirpten die Funkprüche, rannten die Meldegänger. Der Kommandierende und der Chef des Generalstabes jagten Befehl auf Befehl hinaus, der „Ia“ bearbeitete Einsatz auf Einsatz, beim „Ic“ häuften sich die Meldungen bergeweis, und alle Telephone schrillten zu gleicher Zeit.

Nun erwies sich die Stärke und Überlegenheit der von Göring geschaffenen fliegerischen Boden- und Nachrichtenorganisation. Die Luftwaffe des deutschen Ostens war von einer Stelle aus und von einer Hand zu dirigieren. Strahlenförmig liefen die Befehle auseinander, erreichten die Luftflotten 1 und 4 und das Luftwaffenkommando Ostpreußen auf seinem Gefechtsstand bei Königsberg, gingen von da zu den Divisionen, dann weiter zu den Geschwadern, weiter zu den Kampfgruppen, weiter zu den Staffeln. Knappe Stunden nach

dem Befehl, manchmal Vierteltstunden und Minuten später jagten die Aufklärer, Jäger, Zerstörer, Sturzkampfbomber, Kampfgeschwader durch die Lüfte.

Die Aufklärer zur Meldung über Wetterlage, Feindbewegungen, gegnerische Flughafenverlegung, Ergebnis eigener Bombenabwürfe. Die Jäger zur Jagd auf feindliche Aufklärer, Jäger und Bombenträger. Die Zerstörer mit ihren Maschinengewehren und Kanonen an Bord zur Zerstörung feindlicher Kampfverbände. Die Sturzkampfbomber zum Sturzflug auf ein feindliches Punktziel und Abwurf ihrer ein oder zwei schweren Bomben. Die Kampfgeschwader zum Angriff mit schweren Bomben auf breite Ziele.

Bis zum Nachmittag des 1. September zerstörten unsere Flieger im Korridorgebiet die polnischen Flughäfen Rahmel, Pużig, Graudenz, Posen, im westlichen Polen Radom, Łódź, Kattowitz, Krakau und Lemberg, in Ostpolen Wilna, Grodno, Lida, Brest-Litowsk, Terespol, Biala-Podlaska und den größten polnischen Militärflughafen am Südwestrande von Warschau, Okęcie.

Bei Wilna und Lida wurden die Flugplätze und Tankanlagen angegriffen. Die großen Benzintanks von Lida gingen in Flammen auf, eine Anzahl polnischer Flugzeuge wurde auf dem Boden durch Bombenabwurf vernichtet. Sechs Minuten dauerte der Angriff, der den

polnischen Lustadlern im Nordosten des Staates die Flügel zerriß. Ohne Verluste kehrten unsere Kampfmaschinen zurück.

Am Nachmittag griffen unsere aus Schlesien kommenden Sturzkampfbomber den Flughafen Dacie und den Warschauer Rundfunksender an. Sie trafen auf wütende Abwehr polnischer Jäger.

Da startete von Ostpreußen aus eine Kampfgruppe schwerer deutscher Jäger, Zerstörer mit Maschinengewehren und Bordkanonen. Hauptmann Schleif führte eine der Zerstörerstaffeln. Es gab ein aufregendes Gefecht mit polnischen Jägern über Warschau. Zehn Minuten dauerte der Kampf. Ein polnischer Jäger jagte bis auf achtzig Meter an die Maschine des Staffelf kapitäns heran. Schleif schickte ihm sein glänzend gezieltes Feuer in den Leib. Schleif ist Scharfschütze, vielfach prämiiert, ein ruhiger, stiller und todesmutiger Soldat. Der Pole bekommt die Geschosse in den Flugzeugleib. Seine Maschine explodiert, fliegt brennend auseinander und trudelt über dem Häusermeer von Warschau in die Tiefe.

Den nächsten Polen läßt Hauptmann Schleif auf fünfundzwanzig Meter herankommen. Dann jagt er ihn mit einem wohlgezielten Feuerstoß auseinander. Die Maschine zerfnallt brennend und so plötzlich, daß der in der Kette hinter Schleif folgende deutsche Zerstörer

noch von den Trümmern des Polen getroffen wird. Auch den dritten Polen schießt Schleif so in die Tiefe.

Nach zehn Minuten Luftkampf hat die Staffel Schleif mit fünf Maschinen sechs Polen über Warschau erledigt.

Wer nicht Soldat war, macht sich keine Vorstellung vom Tempo des modernen Krieges.

Zwei Minuten über Dirschau, sechs Minuten über Lida, zehn Minuten über Warschau können entscheidend für alle weiteren Schlachten und den Ausgang des Krieges sein!

Insbesondere der Luftwaffensoldat, vor allen Dingen der Flieger, wird dabei über Schlachtfelder und Landstrecken hingewirbelt, daß einem der Begriff für Zeit und Kriegsdauer völlig verlorengeht.

Am Mittag des ersten Tages saß ich auf einem unserer nördlichsten Flughäfen und futterte als Gast der Flieger den Stacheldrahtverhau, den uns die Köche ausgerechnet heute vorsehten. Der Kommandeur schimpfte wie ein Rohrspatz. Vierzehn Tage lang gab es ein prima Essen, aber heute war der Schreck dem Küchenbullen in die Kochkessel gefahren. (Oder er hatte bei Kriegsbeginn auch noch mehr zu tun, als bloß auf das Garwerden seines Eintopfes zu gucken.) Zweimal bekam die Gruppe inzwischen Startbefehl. Zweimal mußte der Start wegen des Wetters verschoben

werden. Auf dem weiten Rollfeld standen die schweren Bomber, die ganz schweren Kampfmaschinen, deren jede zweitausend Kilo Bomben ins Ziel tragen kann. Maschinen mit einer unerhörten Steigfähigkeit, die spielend in kürzester Zeit auf sechstausend, siebentausend, achttausend Meter klettern.

Die schweren Bomber haben eine unwahrscheinliche Reichweite. Eintausend Kilometer Flug mit voller Besatzung gehört zu den Leistungen, die sie am Tage ganz gut dreimal vollbringen können!

Endlich Startbefehl zum ersten Feindflug der Gruppe. Die Männer hatten den Stacheldrahtverhau schwer im Magen und waren in der Stimmung, ihre But über den Polen abzuladen. Nach den Meldungen über den heftigen Luftkampf von Warschau bestimmte der Kommandeur das Fliegen im geschlossenen Verband. Damit bot der Verband zwar der polnischen Flak ein gutes Gesamtziel, machte aber durch seine massierten Verteidigungswaffen den Jägern das Abschießen einzelner Maschinen fast zur Unmöglichkeit. Der Flak aber wollte die Kampfgruppe durch Aufsteigen in große Höhen ausweichen. Flughöhe siebentausend Meter. Das ist Himalajahöhe!

Dort oben ist es auch im Hochsommer bitterkalt und die Luft so dünn, daß man ohne künstliche Hilfsmittel meist kaum atmen kann. Die Thermometer in den Ma-

schinen zeigten nach dem Aufstieg fünfundzwanzig Grad Kälte an. Der Körper muß schon etwas vertragen können, wenn er aus einer Seehöhe von Null Meter und einer sommerlichen Hitze von plus fünfundzwanzig Grad in einer halben Stunde auf siebentausend Meter Höhe und eine Minustemperatur von fünfundzwanzig Grad emporgeschleudert wird!

Staffelkapitän Allolio führte den Flug der Gruppe.

Über Warschau wogte ein Meer zerstreuter weißlicher Haufenwolken. Sie türmten sich zu Gebirgen und ließen hier und da den Blick auf das tief unten liegende Schachbrett der Straßen und Häuser frei.

Die dreißig Maschinen erreichten Warschau gegen 17 Uhr. Der Kapitän gab den Befehl zur Auflösung des Verbandes in Ketten. Er ist alter Spaniensflieger, in den spanischen Luftkämpfen gehärtet und in der Abwehr der raschen amerikanischen Jäger und dem Ausweichen vor der feuernden Flak erfahren. Nun flogen seine Ketten aufgelöst über Warschau. Bald in die weißen Schneeberge der Wolken tauchend, im Blindflug, grau umnebelt, bald wie Silberfische in strahlender Sonne leuchtend, dem Gegner unten nur winzige, schimmernde, unsichere Punktziele bietend.

Jetzt hatten die Flugzeugführer und Beobachter Gelegenheit, sich Warschau in aller Gemütsruhe anzu-

sehen, Warschau westlich der Weichsel und Praga östlich, die Weichselbrücken, die Forts der Festung und die übrigen militärischen Ziele, die vielleicht nicht heute, aber morgen, übermorgen und in drei Tagen angegriffen werden können.

Um 17.30 Uhr ließ Allolio die ganze Gruppe in siebentausend Meter Höhe südwestlich von Warschau versammeln und flog nun im geschlossenen Verband den Flughafen Okcie an.

Soeben hatten die Sturzkampfbomber ihre vernichtende Ladung in die Tiefe geschossen.

Dann hatte Hauptmann Schleif seine sechs Luftsieger erkämpft. Die polnischen Jäger hatten im Augenblick genug von den Deutschen und gingen gerade in Okcie und Mokotow nieder.

Da traf sie der massierte Bombentwurf der Kampfgruppe Allolio. In dreißig Maschinen visierten die Bombenschützen das Ziel durch das Kreuz an. Dreißig Maschinen ließen ihre Bombenlast nach unten torteln, und fast tausend Blitzfeuer auf dem Flughafen Okcie zeigten nach einem Duzend Sekunden den Einschlag der Vernichtungsfaat an!

Vierzehn Tage später hatte ich Gelegenheit, in Ostrow einen gefangenen polnischen Fliegerhauptmann zu vernehmen. Er war in der Kommandantur von Okcie, als

der deutsche Bombenangriff erfolgte. Auf meine Frage, warum die Polen ihre Jäger nicht zu uns heraufgeschickt hätten, konnte er nur antworten: „Es war zu furchtbar! Es war einfach vernichtend! Der Himmel war mit Ihren Maschinen übersät. Sie hatten auf den Quadratkilometer zwei Maschinen in der Luft, und es war unmöglich, damit fertig zu werden. Wir haben ja nie gewußt, daß die deutsche Luftwaffe so stark und modern ist.“

Nochmals zehn Tage später kam ich selbst nach Ofecie und ging in die Kommandantur. Da stand der Abreißkalender des Kommandanten noch immer auf dem Datum des 1. September. Das Abc jedes soldatischen Befehls ist das Datum, das Abc jedes Befehlsquartiers der Kalender.

Auf dem Militärflughafen Ofecie aber blieben die Abreißkalender auf dem Datum des 1. September stehen, weil nach der niederschmetternden Wirkung der Bombenangriffe des ersten Tages vier Wochen lang niemand weder die Zeit noch den Mut fand, wenigstens ein Kalenderblatt abzureißen. Es fand sich auch niemand, der die kriegsfertig auf dem Rollfeld stehenden modernsten Bomber ausländischer Herkunft startbereit machte oder nach den ersten Angriffen auf einen rückwärtigen Hafen verlegte oder Benzin darüber goß und ein Streichholz dazu warf, damit sie wenigstens bei dem

raschen Vordringen unseres Heeres nicht in deutsche Hand fielen.

Die Maschinen standen zum Teil unverfehrt und fast kampfbereit an einzelnen Plätzen des weiten Flughafengeländes, als wir Okcie besetzten. Mein Kamerad Koll, der an diesem ersten Feindflug nach Warschau zusammen mit den Berichtern Boese und Raschkeit teilnahm und später als einer der ersten in Okcie landete, faßte seine Meldung über den Zustand des Militärflughafens in die lakonischen zwei Worte zusammen, die der Führer in seiner Rede gebrauchte:

„Organisation polnisch.“

Über den Mängeln der militärischen Führung und dem Fehlen einer planmäßigen Organisation darf man jedoch nicht vergessen, daß die polnischen Flieger verbissen kämpften. Am ersten, zweiten, dritten und vierten Kriegstage wurden zahlreiche ihrer Flugzeuge, insbesondere Jäger, im Luftkampf vernichtet. Sie warfen sich wütend auf unsere schweren Kampfmaschinen, welche die polnischen Erdziele anfliegen, und machten den verzweifeltsten Versuch, unsere Flugzeuge herunterzuschießen.

Aber unsere Jäger und Zerstörer waren überlegen durch Ausbildung, Material, Bewaffnung und Sicherung der Maschinen und durch ihr Kämpferherz. Unsere

Kampfmaschinen waren ziemlich schußfest gegen die polnischen Geschosse. Die polnischen Maschinen brannten sofort, wenn sie Schüsse in den Tank bekamen. Dann trudelten die Maschinen als brennende Fackeln in den Abgrund oder flogen explodierend auseinander, den Piloten in ein brennendes Bündel verwandelnd. Demgegenüber erlebten wir nur recht selten Brände deutscher Maschinen. Unsere Tanks wurden oft von ganzen Garben durchlöchert, aus unseren Tragflächen metergroße Löcher herausgerissen. Aber das gute Material und die feste Konstruktion überstanden die Verletzungen, ohne daß die Maschine zu Bruch ging und meistens ohne daß sie Feuer fing. Die besonderen Vorrichtungen an unseren Tanks machten es bei Durchschüssen sogar unmöglich, größere Mengen Benzin zu verlieren. Der Tank blieb gefüllt, die Motoren liefen weiter, und die Maschine erreichte ihren Heimathafen.

Mit Vorliebe warfen sich die polnischen Jäger auf unsere Do 17 und unsere Aufklärer. Zwei, drei, fünf polnische Maschinen jagten einen deutschen Aufklärer. Sein MG. ratterte den Polen die ersten Feuerstöße entgegen. Aber bei der Überlegenheit von fünf Gegnern blieb ihm nichts übrig als die Flucht.

Der Flugzeugführer mußte sich auf die überlegene Festigkeit seiner Maschine verlassen und machte einen Sturzflug in die nächste Wolke. Fünfhundert Meter,

tausend Meter stürzte die Maschine herunter. Dabei erreichte sie eine Geschwindigkeit von fünfhundert bis siebenhundertfünfzig Stundenkilometer. Da konnten die polnischen Jäger nicht folgen. Denn wenn sie einen solchen Sturzflug riskierten, dann „bauten sie ab“, dann saß der Pilot plötzlich allein mit dem Steuerknüppel in der Luft, und Motor, Rumpf, Schwanz und Flügel des Polen machten sich selbständig.

Aber mit dem Sturzflug allein gelang die Flucht nicht immer. Denn mit der etwa halben Geschwindigkeit konnte auch der Pole folgen. Also riß der Pilot die Maschine wieder steil in die Höhe, daß die Suppe im Magen auf das Sitzleder drückte. Aber dann hatten sich die Jäger auf verschiedene Höhen verteilt. Der Deutsche kam wieder in das Kreuzfeuer der Polen. Mit Vollgas weiter. Feuerkampf mit dem Gegner, der ihm am nächsten auf den Leib rückte. Da war wieder eine Wolke. Nächster Sturzflug! Tausend Meter hinunter und dann über die deutschen Vorhuten weg nach Norden!

So ging es meinen Kameraden Schlüter und Koll über Mlawka. Die Sturzkampfbomber der Gruppe Hozzel griffen Mlawka an, und meine Kameraden begleiteten sie in zwei Aufklärungsmaschinen vom Do-17-Typ. Die Gruppe warf ihre schwere Bombenladung nach kurzem Anflug auf die polnischen Bunkerlinien, kehrte zurück, faßte neue Bomben und startete wieder.

Es war bereits spät am Nachmittag, aber ans Mittagessen hatte noch niemand gedacht.

Vor Lebenslust sprühend, den Krieg ganz von der romantischen Seite nehmend, erzählte mir Koll den Kampf, den seine Maschine soeben gegen eine starke Übermacht ausgefochten hatte. Koll war in seinem Element und wurde von diesem Tage an der unermüdliche Beiflieger (denn Beifahrer paßt doch schlecht, nicht wahr?) der Stuka-Leute, bis er eines Tages als Heckschütze vom Aufklärer in die Sturzkampfsmaschine selber umstieg.

Koll kam von der Infanterie und den Segelfliegern. Mit sechzehn Jahren wurde er Kriegsfreiwilliger an der Westfront, mit vierzig aus Leidenschaft ostpreussischer Segelflieger. Er hat einen Soldatenkopf, wie ihn sich jeder Bildhauer als Modell wünscht. Und der Schein trügt nicht, der Kerl ist auch inwendig so.

Über das ganze Gesicht strahlend, erzählte er, daß sein Aufklärer erstklassige Bilder über Mlawka gemacht habe, aber dabei fünf polnische Jäger auf den Pelz bekam: „Wir haben einen Sturzflug aus zweitausend Meter Höhe gewagt, bis auf zwanzig Meter hinunter; direkt über der polnischen Infanterie sind wir dann mit unserem Dampfer nach Norden abgefahren.“ (Ein Flieger darf grundsätzlich zu einem Flugzeug „Rahn“, „Kiste“, „Omnibus“ und „Dampfer“ sagen. Außer-

dem darf er als einziger mit diesen Rähnen, Risten, Omnibussen und Dampfsern „fahren“. Bei Nichtfliegen heißt das unter allen Umständen „fliegen“ und kostet eine Lage, wenn sie sich im Eifer des Gespräches versprechen.)

Ich hatte Mühe, meinen begeisterten Kameraden auf der Erde festzuhalten. Denn die Gruppe Hozzel startete schon wieder, Koll aber muß mir erst einmal einen Rundfunkbericht sprechen.

Auch unsere Königsberger Gruppe schwerer Kampfmaschinen flog an diesem Tage unter Mitnahme meiner Bild- und Filmberichter Bock und Doert nach Mlawka. Bei der Gruppe war ein blutjunger Flieger, Unteroffizier, ein feiner, sympathischer Kamerad. Doert kletterte in seine Maschine. Da holte ihn der Staffelfkapitän wieder heraus und verwies ihn in ein anderes Flugzeug. „Dort sehen Sie besser.“ Dieser seltsamen Fügung dankt mein Kamerad, daß er noch unter den Lebenden weilt. Denn er sah dann den Absturz der Maschine, die er verlassen hatte.

Die Staffel startete sogleich nach Mlawka und geriet in heftiges Feuer. Die Maschine des jungen Unteroffiziers bekam mehrere Volltreffer und brannte. Der junge Flugzeugführer konnte jedoch rechtzeitig aus der brennenden Kiste aussteigen, sprang mit dem Fallschirm in die Tiefe und landete unverletzt hinter den

polnischen Linien, wo er sich, da wehrlos, ergab. Gefangenenausagen und spätere Untersuchungen machen folgendes wahrscheinlich:

Der junge Soldat wurde vor einen polnischen Divisionsstab geschleppt und sollte dort mit Fußtritten, Faustschlägen und Bajonettstichen in den Leib zu Ausagen über dessen Kampfverband, seine Stärke, die nächsten Angriffsziele usw. gezwungen werden. Er weigerte sich standhaft. Darauf gerieten die ihn vernehmenden polnischen Offiziere in eine viehische Wut. Der Unglückliche wurde mit dem Gewehrkolben niedergeschlagen und verstümmelt.

Am Abend wurden die Bunker von Mlawka durch unsere Soldaten erstürmt. Da fanden wir in der Bunkerlinie ein schlichtes Holzkreuz. Auf dem Kreuz hing ein polnischer Stahlhelm. Das Kreuz trug die Inschrift:

„Hier ruht ein unbekannter polnischer Soldat.“

So hatten deutsche Infanteristen, todmüde und abgekämpft, einen sich zäh wehrenden Feind bestattet. Dicht neben diesem Soldatengrab aber entdeckten wir mit Grausen die Leiche unseres verstümmelten Fliegerkameraden. Das Bild, das wir damals als Dokument der barbarischen polnischen Kriegsführung aufnahmen, befindet sich noch in meinem Besitz. Der Oberstarzt des Luftwaffenkommandos Ostpreußen flog auf Befehl des

Generals selber nach Mlawka herüber, um mit ärztlicher Gründlichkeit die Todesursache objektiv festzustellen. Er sagte mir:

„Der Tote ist nicht mit einem einzelnen Kolben Schlag erschlagen worden. Er hat vielmehr mindestens zwanzig schwere Kolbenhiebe auf den Schädel bekommen. Die Schädeldecke war nicht einfach gebrochen, sondern völlig zerstampft. Der Tote hatte den ganzen Mund voll Knochenmehl. Er hatte noch in letzter Abwehr den rechten Arm schützend über den Kopf erhoben.“

Soweit die mündliche Schilderung des Oberstarztes.

Am gleichen Tage rühmte sich der polnische Rundfunk offen seiner brutalen und unmenschlichen Kriegsführung. Dreißig deutsche Fallschirmjäger seien hinter den polnischen Linien gefangengenommen und sofort erschossen worden. Da Fallschirmjäger im polnischen Feldzug gar nicht zum Einsatz kamen, handelte es sich um nichts anderes als die von der polnischen Regierung selbst zugegebene Ermordung abgestürzter und wehrloser deutscher Flieger. Nach altem europäischem Kriegsbrauch ergibt sich der wehrlos gewordene Gegner dem Feinde und erfährt dann eine menschliche Behandlung als Kriegsgefangener. Dieses stillschweigende Übereinkommen aller anständigen Soldaten wurde von den Polen barbarisch gebrochen. In ihrem wahnwitzigen Haß auf alles Deutsche traten sie jedes Kriegsrecht mit

Füßen und stellten sich selbst außerhalb aller menschlichen Gesetze. Daß die wehrlosen Flieger im übrigen nicht erschossen wurden, sahen wir an unserem jungen Kameraden, den die Bestien viehisch abgeschlachtet hatten.

Diese polnischen Greuelthaten führten zu einer Verhärtung des Krieges, aber auch zu wunderbaren Thaten tollkühner Kameradschaft.

Lieber die größten Opfer und Gefahren auf sich nehmen, für sich selber oder für die Kameraden, aber niemals als Flieger lebend in die Hände polnischer Horden fallen! Das wurde stillschweigend zum Gesetz des Handelns.

Oberleutnant Westhaus wurde im Korridor zur Notlandung gezwungen. Er steuerte die Maschine nach Norden, hielt sie mit Mühe so lange wie möglich in der Luft und setzte dann auf einem breiten Acker auf. Das Fahrgestell brach weg, die Maschine lag auf dem Bauch. Bauern liefen herbei. Da erkannte Westhaus, daß er nicht bis nach Ostpreußen gekommen war, sondern sich inmitten eines Haufens polnischer Bauern befand.

Die vier Mann nahmen rasch die wichtigsten Sachen aus der Maschine, vor allen Dingen Maschinengewehr und Munition, und traten zur Irreführung der Polen einen Marsch nach Süden und Südwesten an. Außer Sicht bogen sie im Wald scharf nach Osten um und ver-

steckten sich. Inzwischen hatten die Bauern Meldung gemacht, eine polnische Offizierspatrouille und zahlreiche Mannschaften durchstreiften den Wald in allen Richtungen. Die vier Männer hielten sich im undurchdringlichen Gestrüpp bis zur Dunkelheit versteckt.

Dann begann ihr Marsch nach Norden. Sie durchliefen zwei Dörfer. Dann hängten sich Polen, insbesondere zwei Radfahrer, an die vier Marschierer. Sie konnten den schweigend folgenden Beobachtern nicht entgehen, denn links und rechts ihrer Straße lag ein Sumpf. Gegen 10 Uhr abends trafen sie auf eine große, von Osten nach Westen quer zu ihrer Marschrichtung verlaufende Straße. Zwei Männer marschierten zur Kreuzung vor, um das Gelände zu prüfen, Oberleutnant Westhaus und Leutnant Tham gingen auf die Verfolger los und verjagten sie.

Als sie zur Straßenkreuzung kamen, fanden sie ihre Kameraden nicht mehr. Ein Wegweiser aber unterrichtete sie, daß sie sich neunzehn Kilometer ostwärts von Strasburg, einem ehemals deutschen Korridorstädtchen, befanden. Plötzlich hörten sie Schüsse und Geschrei in der Nacht. Anscheinend waren die beiden anderen Kameraden vor irgendeinem Beobachter vom Wege abgewichen und nun in die Hände von Polen gefallen.

Auch den beiden an der Straßenkreuzung näherte sich nun ein Trupp von zwanzig bis dreißig Mann.

Gleichzeitig kam ein anderer Trupp von Osten her auf sie zu. Während Westhaus und Tham laut nach ihren Kameraden riefen und eine Leuchtpistole abfeuerten, gingen die polnischen Trupps schimpfend und johlend auf sie zu, hielten sich aber vorläufig in gemessenem Abstand.

Der von Westen auf sie zukommende Trupp Soldaten begann zu feuern und machte den Versuch, die zwei Flieger nach Norden zu umgehen und einzukreisen. Im Mondschein erkannten sie deutlich die einzelnen Gestalten. Westhaus ließ die Polen bis auf vierzig Meter herankommen, dann jagte er ihnen mit seinem MG. den ersten Feuerstoß entgegen und zwang sie zum Hinlegen. In einem regelrechten Feuergefecht marschierten die beiden Männer dann nach Norden ab, immer wieder auf die Polenfeuernd, die ihrerseits heftig hinterher schossen, aber anscheinend infolge erlittener Verluste nicht mehr wagten, den Fliehenden zu folgen.

Die Deutschen liefen die ganze Nacht nach Norden, vermieden Wege und Straßen und polnische Patrouillen und schliefen bei Morgengrauen erschöpft in einem Gebüsch ein. Es gelang ihnen, eine halbe Stunde später ungesehen durch das Dreweznflüßchen zu schwimmen. Als der Nebel sich lichtete, erblickten sie ein paar hundert Meter vor sich eine durch Posten besetzte polnische Bahnlinie. Den ganzen Tag über hörten sie die Explosionen

der von den Polen vorgenommenen Brückensprengungen und sahen die deutschen Flugzeuge, Seeresauflärer und mittlere Kampfmaschinen, über sich im Gefecht. Noch eine Nacht marschierten die Flieger nach Norden und gelangten schließlich zu ihrem Truppenteil.

Eine andere deutsche Kampfmaschine geriet beim Tiefflug in der Gegend von Briesen durch Klattreffer in Brand. Die Kabine verqualmte. Der Flugzeugführer schaltete die Motoren aus und setzte zur Notlandung an. Das Fahrgestell wurde nicht ausgefahren, er machte eine sogenannte Bauchlandung auf dem unebenen Acker, um sich nicht mit der Maschine zu überschlagen. Die Öffnung vorn am Sitz des Flugzeugführers ist sehr eng. Ein Mann nach dem anderen kroch heraus, während Flügel und Rumpf der Maschine schon lichterloh brannten. Der dritte Mann blieb mit den Gurten des umgeschnallten Fallschirms hängen. Die Kameraden schnitten ihn los, so daß er noch glücklich herauskam. Der vierte aber war durch einen Schuß schwer verwundet worden. Vergeblich versuchten die Kameraden mit aller Kraft, die Kunstglasscheiben der Kanzel einzuschlagen. Die Flamme ergriff die ganze Maschine, die drei Männer mußten zurück.

Nur ein paar Meter konnten sie laufen, da explodierte der erste Tank. Sie sprangen in Deckung. Die im Rumpf befindliche Bombenladung explodierte eben-

falls. Eine ungeheure Detonation erschütterte die Luft, eine riesenhafte Explosionswolke aus schwarzem Staub hüllte den Platz ein, an dem ihr Flugzeug eben noch lag.

Der Offizier und die zwei geretteten Unteroffiziere befanden sich hinter der polnischen Front. Sie verbargen und tarnten sich. Ein Volksdeutscher zeigte ihnen ein Versteck und brachte ihnen Essen und warme Decken. Fünf aufregende Tage und Nächte lang machten sie den Versuch des Durchbruchs zu den deutschen Linien. Schließlich gingen sie, während die Polen an ihnen vorbeislohen, den vorrückenden deutschen Truppen an der Spitze zahlreicher Volksdeutscher auf offener Straße entgegen.

Wer einmal am Steuer eines schweren Bombers, einer Heinkel He 111 oder einer Junkers Ju 52 gefessen hat, der weiß, wie fest und ruhig ein solcher „Omnibus“ in der Luft liegt. Wenn nicht gerade das Wetter mit uns sein Spiel treibt oder Schäden an Maschine und Motor auftreten, dann zieht so ein schweres Flugzeug seine Bahn durch den Äther wie auf Schienen. Es ist überhaupt nicht aus der Luft herunterzubringen und eher zum Steigen, zum Höherfliegen, als zum Sinken zu bewegen. Sitzt man zum ersten Male am Steuerknüppel und hat nur die Aufgabe, graden Kurs zu fliegen, dann findet man das kinderleicht, leichter als das Autofahren auf grader Landstraße.

Ein leichtes Anziehen des Steuerknüppels, und du ziehst die Maschine in die Höhe. Ein kräftiges Niederdrücken, und du drückst die Maschine nach unten, ein Schwenken des Halbrades am Knüppel, und die Maschine schwenkt nach links oder rechts aus der Waagerechten. Ein Druck auf die Fußpedale, und du gehst seitwärts in die Kurve. Das alles mutet wie ein Spiel an. Gefährlicher Ernst wird es erst, wenn du nun deine „Kiste“ heil auf die Erde bringen sollst, wenn du landest, oder auch wenn du startest oder Schwierigkeiten des Wetters auftreten oder gar die Maschine bockt.

Dann wird das Fliegen zur Kunst der Künste. Dann muß man seine Sache nicht nur gut gelernt haben, dann muß einem das Fliegen im freien Raum angeboren sein. Dann kann man unter Umständen auch nicht gelernt haben, wie eine Maschine zu fliegen ist, und bringt sie trotzdem in Angstschweiß gebadet heil nach Hause.

Die Besatzung eines schweren Bombers besteht aus vier Mann. Der Flugzeugführer führt und steuert die Maschine. Der Beobachter beobachtet Kurs, Luft und Erdlage und schießt als Bombenschütze seine Bomben ins Ziel. Vorsicht hat er außerdem ein Maschinengewehr. Der Funker sitzt am drehbaren MG.-Kranz über dem Rumpf der Maschine und verteidigt sie nach hinten und oben gegen angreifende Jäger. Weiter bedient er den Sender und Empfänger und stellt so die Verbindung

mit den Kameraden in der Luft und auf der Erde her. Der Heckschütze liegt lang ausgestreckt auf dem Bauch in der Heckkanzel unter dem Flugzeugrumpf. Er verteidigt die Maschine nach hinten und unten und vermag vor allen Dingen bei Tiefangriffen wirksam in die Erdkämpfe einzugreifen. Weiter ist er zugleich der Mechaniker der Maschine, der sie klarmacht und während des Fluges überwacht.

Die Spezialisierung auf die Sonderaufgaben der vier Besatzungsmänner bringt es mit sich, daß der Flugzeugführer für gewöhnlich kein Funker, der Funker kein Flugzeugführer oder Schütze, der Bombenschütze kein Flieger ist.

Zwei deutsche Maschinen, die schweren Bomber „Holzaue“ und „Tera Bento“, starteten weit in das Innere Polens, gingen tief hinunter und warfen ihre Bomben auf eine Bahnlinie südlich der Rokitnosümpfe. Im Bug der Vollsichtkanzel hockte der Staffelf kapitän, Hauptmann Aschenbrenner. Der Beobachter machte seine Bomben scharf und schoß sie ins Ziel. Da wurde der Flugzeugführer Oberleutnant Wellmann durch einen Schuß von unten schwer verwundet und sank ohnmächtig in sich zusammen. Im nächsten Augenblick mußte sein Leib auf den Steuerknüppel rutschen, ihn zur Seite drehen und die Maschine zum Absturz bringen.

Aschenbrenner sprang auf und griff mit beiden Hän-

den nach dem Steuerknüppel. Mühsam von der Seite über den Kameraden hinweggreifend, hielt er die Maschine im Gleichgewicht und in der Luft. Peitschendes Feuer der Polen bedrohte ihn in der Glaskanzel. Er drückte die Signaltaste, rief nach dem vierten Kameraden.

Während Aschenbrenner weiter die Maschine in der Luft balancierte, zogen die Kameraden den Piloten, dessen Körper schwer wie Blei auf dem Führersitz lag, langsam von seinem Platz, hoben ihn in der Enge der Kanzel in ihre Arme, brachten Leib und Glieder des Schwerverwundeten an all den Hebeln und Schaltvorrichtungen glücklich vorbei und betteten ihn, so gut es ging, in der sogenannten „Wanne“, dem Platz des Bordmechanikers und Heckschützen.

Aschenbrenner hatte als Beobachter und Staffelfkapitän den Heimatkurs im Kopf und drehte die Maschine nach Ostpreußen zurück. Sie hatten eine weite Strecke zurückzufliegen. Viele hundert Kilometer. Das war nicht so schlimm, aber nachher die Landung! Aschenbrenner war Flieger, aber er hatte keine Ahnung von der Bedienung und den Landeeigenschaften einer He 111.

Endlich, nach fast zwei Stunden, sah er den Hafen seines Kampffgeschwaders unter sich. Wieder und wieder umkreiste er den Hafen in geringer Höhe. Seine

Rückkehr wirkte als Alarm. Sie begriffen unten, daß er keine Ahnung hatte, wie er da herunterkommen sollte. Die Fliegerhorstleute am Boden dachten: Besser ist besser, wollten auf Nummer Sicher gehen und alarmierten die Feuerwehr und die Sanitätsstaffel. Fünffmal machte Aschenbrenner den Versuch, herunterzukommen. Immer schien ihm irgend etwas bei der Landung nicht zu stimmen. Jedesmal zog er die Maschine wieder hoch, gab Gas und drehte eine neue Runde über dem Platz. Zugleich lernte er aber dabei, wie die Maschine sich dem Steuerknüppel fügte, wie sie auf die Trimmung und das Gas reagierte und gewann so ein feines Gefühl für das Landungsmanöver.

Endlich gelang der beharrliche Versuch. Das Fahrgestell ausgefahren, setzte die Maschine glatt auf, lief wunderbar auf dem Rollfeld aus und wurde bis an ihren vorschriftsmäßigen Platz gesteuert. Kein Schräubchen ging dabei zu Bruche. Der unfreiwillige Flugzeugführer erhielt die herzlichen Glückwünsche seiner Kameraden und zugleich die erste Sanitätshilfe für seine Verletzung.

Eine andere tollkühne Fliegertat zur Rettung seiner Kameraden vollbrachte Oberleutnant Trüber. Er gehörte zur Staffel des Kapitäns Büttmann, der als deutscher Fünfkampfflieger weltbekannt ist. Büttmann flog mit den von ihm befehligten neun Maschinen nach War-

schau und bombardierte einen Bahnhof, ich glaube an der Strecke Warschau—Bialystok. Nach dem Angriff löste sich die Staffel in drei Ketten auf. Jede der Ketten flog mit ihren restlichen Bomben und ihrer MG.-Munition verschiedene feindliche Ziele an. So verloren sich die Maschinen aus den Augen. Die Kette, die Hauptmann Büttmann selber führte, entdeckte auf der Erde feindliche Artilleriestellungen und griff sie im Tiefflug an. Das polnische Abwehrfeuer war gut gezielt. Die Kühlung am linken Motor der Maschine wurde durchgeschlagen, vielleicht auch die Benzinzufuhr. Der Motor brannte. Die Flamme erfaßte das Tragdeck. Der Pilot nahm das Gas weg und setzte die Maschine augenblicklich mit dem Bauch auf die Erde, ein paar hundert Meter weiter auf einem Kartoffelacker.

Die Mannschaft fiel bei der heftigen Landung wirr durcheinander. Der Staffelf kapitän sauste mit dem Kopf durch die Verglasung der Kanzel. Die brennende Tragfläche bohrte sich in den Boden ein, und das Feuer erlosch. Die vier Flieger, Hauptmann Büttmann, Oberleutnant Stolz und die Oberfeldwebel Fiedler und Brückner, kletterten verletzt ins Freie und wußten: Jetzt waren sie den Polen ausgeliefert, die sie wenige hundert Meter jenseits des Ackers eben bombardiert und beschossen hatten.

Selbstverständlich hatten die Polen den Erfolg ihres

Abwehrfeuers bemerkt. Sie folgten in hellen Scharen der brennend abstürzenden Maschine. Zwischen den beschossenen polnischen Stellungen und dem Sturzacker der Notlandung lagen ein paar Baumgruppen. Dort erschienen die Polen, um die wehrlosen Flieger niederzuschlagen.

Hauptmann Büttmann holte eine Brandbombe aus seiner Kampfmaschine, entzündete sie und warf sie auf den Flügel. Das kostbare Gerät sollte den Polen nicht unverfehrt in die Hände fallen.

Da bemerkten die Flieger, daß niedrig über ihnen die beiden anderen Maschinen der Kette kreisten und mit ihrem heftigen MG.-Feuer die Polen an den Rändern des Ackers zwangen, in Deckung zu gehen.

Dann geschah etwas für die Polen wie für die Flieger auf der Erde gänzlich Unerwartetes: Das Motorengeräusch der von Oberleutnant Trüber gesteuerten zweiten Kettenmaschine wurde geringer — war seine Maschine ebenfalls getroffen?

Mußte auch sie herunter?

Nein, sie war nicht getroffen, sie mußte nicht, sie wollte herunter!

Oberleutnant Trüber machte den tollkühnen Versuch der Landung neben seinen abgestürzten Kameraden. Es schien Wahnsinn: Der Sturzacker war von Bomben und Granaten zerfetzt, von großen Steinen überfät, von tie-

fen Gräben durchfurcht. Unmöglich, hier wieder zu starten, wenn man einmal unten ist!

Aber der junge, schneidige Flieger und seine Besatzung kennen kein „Unmöglich“. Sie fragen jetzt nicht nach den technischen Vorbedingungen für eine sichere Landung und einen guten Start. Ihre einzige Sorge ist die Rettung der bedrohten Kameraden da unten, die in den nächsten Minuten vom polnischen Gesindel erschlagen werden, wenn sie ihnen nicht helfen. Aber was will Trüber mit seiner Maschine auf der Erde? Will er mit acht Mann statt mit vieren dem Angriff einer polnischen Batterie standhalten?

Da hat der Oberleutnant seine Maschine schon auf einem benachbarten Acker aufgesetzt. Wild wird die Besatzung durcheinandergeschüttelt. Eine riesige Staubwolke wirbelt vom Propellertwind empor. Der trockene polnische Dreck fliegt wie eine Fontäne in die Luft. Staffelf kapitän Büttmann und seine Männer begreifen: Dort müssen sie hin, zu den Kameraden, dort sind sie wenigstens nicht mehr allein. Die vier laufen zu Trübers Maschine. Die Flugzeuge dieses Verbandes sind Kampfmaschinen vom Typ Do 17, enge Maschinen, in denen man außer der Vier-Mann-Besatzung kaum ein Kommißbrot mitnehmen kann.

Trüber läßt die Motoren mit ziemlich hohen Touren weiterlaufen. Seine Leute öffnen die Einstiegsklappe.

Die Polen begreifen, was das tollkühn gelandete deutsche Flugzeug beabsichtigt: Die Entführung der abgestürzten Flieger!

Ein lebhaftes polnisches Feuer beginnt von allen Seiten. Der Funker der gelandeten Maschine, Unteroffizier Falke, dreht sein MG. nach links und rechts und wieder nach links und rechts und jagt den Polen Feuerstoß auf Feuerstoß zwischen die Knochen. Es läuft heiß über seine Hand. Handdurchschuß. Denn auch die Polen werfen nicht mit Erbsen.

Leutnant Kügler feuert aus seiner Pistole, was heraus will. Oberleutnant Trüber und der Bordmechaniker, Unteroffizier Sellmann, hieben die Kameraden an Bord. Trüber gibt Vollgas, zieht den Steuerknüppel mit ruhigen Händen an sich. Der Bordmechaniker hilft ihm bei sämtlichen Feinessen des Startes.

Im Hundert-Kilometer-Tempo hoppelt und springt und braust die Maschine über Löcher, Steine, Ackerfurchen und Gräben. Wird der mit Menschen überladene Kahn, der für vier Mann, nicht für acht Mann Besatzung da ist, überhaupt vom Boden loskommen? Die Polen stürzen brüllend und schießend hinter den Deutschen her. Da — die Maschine springt nicht mehr, sie hat ein Luftpolster unter den Flügeln, sie schwebt und steigt!

Wohlbehalten, denn nun braucht man die erlittenen

Verwundungen nicht zu rechnen, treffen die Männer eine reichliche Stunde später unter dem Jubel ihrer Kameraden, die sie schon verloren glaubten, am Kurischen Haff ein.

Ihre Brust ziert heute das Eiserne Kreuz.

Aus solchem Holz waren die Männer geschnitten, die im Osten den Luftkampf gegen Polen führten. Diesem tollkühnen Fliegermut hatte der Feind nichts entgegenzustellen. Diese Männer setzten nicht nur zur Rettung ihrer Kameraden, sondern ebensosehr zur Vernichtung des Feindes alles auf eine Karte. Nicht mit frecher Torheit, sondern mit berechnender Kühnheit griffen sie ihre Ziele und Gegner an und vernichteten sie fast jedesmal vollständig.

Sie wurden zum Schrecken der polnischen Armee. Gefangene erklärten: Am ersten Tag wollten wir noch lustig nach Königsberg und Berlin marschieren. Als aber der erste deutsche Luftangriff kam, da war es mit der Stimmung ein für allemal vorbei. Das hielten unsere Nerven einfach nicht aus.

Die deutschen Flieger erfüllten in den ersten drei Kriegstagen die ihnen gestellte Aufgabe restlos und zerstlugen die polnische Luftwaffe am Boden und in der Luft, wo sie sie fanden. Wenn deutsche Kampfmaschinen polnische Militärhäfen angriffen, dann stieg kein polnischer Jäger mehr hoch, dann blieb seine Maschine un-

berührt auf dem Platze stehen, bis sie der deutsche Bombenwurf traf. Der Mann aber, der sie in die Lüfte führen sollte, rannte zu einem Schützenloch oder Bombenunterstand, um sich zu decken. Vom dritten Tag ab fanden unsere schweren Kampfgeschwader keinen Gegner mehr in der Luft außer den Granaten der polnischen Flakartillerie. Jäger wagten sich nur noch an einzeln fliegende deutsche Maschinen.

Ein paar Tage darauf war ihnen auch dazu endgültig der Mut vergangen.

Die achthundert polnischen Flugzeuge waren zwar nur zu einem Teil gesaßt und am Boden oder in der Luft zerschmettert worden. Aber die Moral der polnischen Flieger war total zerschmettert. Die großartig ausposaunten polnischen Luftangriffe auf deutsches Gebiet, der „Bombenflug nach Königsberg“, die „Zerstörung von Berlin“ und ähnliche Ausgeburten des Größenwahns gehörten vom dritten Kriegstage ab in das Panoptikum der Verrücktheiten. Ja, schon damals bestanden nicht einmal mehr jene Teile der polnischen Luftwaffe, die zur Sicherung des Nachschubs, zur Sicherung von Militäranlagen, Eisenbahnknotenpunkten, Munitionslagern, Vormärschen (oder Rückmärschen!) notwendig gewesen wären.

Bediglich ein paar vorsichtige Heeresaufklärer versuchten hier und da noch Beobachtungen für die polnische

Artillerie anzustellen und flüchteten schleunigst, wenn ihnen deutsche Flak vor den Bug ballerten oder unsere Jäger auftauchten.

So lag Polens Lustadler zerrissen am Boden.

Die deutsche Luftwaffe beherrschte den polnischen Raum uneingeschränkt.

Die am 3. September eingegangenen englischen und französischen Kriegserklärungen konnten am Verlauf des Feldzuges in Polen nichts mehr ändern. Den Westmächten stand bereits in der Luft die überlegene deutsche Luftwaffe in ihrer Gesamtheit gegenüber. Griffen Frankreich und England uns ernsthaft an, so mußten sie mit vernichtenden deutschen Gegenschlägen rechnen.

Sie hüteten sich . . .

Wir überrennen Polen

In einer Nacht lagen meine Leute an einem kleinen See. Ein kaum befestigter Waldweg verlief abseits des Ufers von Norden nach Süden. Ich hatte den Zug gegen Abend telephonisch erreicht und den Befehl zum sofortigen Abmarsch gegeben. Die Männer konnten den Befehl ohne eigene Schuld erst am anderen Morgen ausführen:

Denn als sie im Dunkeln den Waldweg erreichten, da bot sich ihnen ein eigenartiges Schauspiel.

Schon aus der Ferne hatten sie gegen Abend ein seltsames Brummen und Heulen in der Luft vernommen, das als ständige Musik über dem See stehen blieb. Als sie sich dem Waldweg näherten, ging dieser Ton in ein unbeschreiblich dumpfes Brausen und schließlich in donnernden Lärm über.

Deutsche Panzer brachen durch den Wald!

Sie rasten von Norden nach Süden, um den Feind zu fassen. Das Tosen der Motoren erfüllte die Luft so vollständig, daß keiner mehr das Wort seines Nachbarn verstehen konnte. Links und rechts des Weges stand dichtes, urwaldähnliches Gestrüpp. Hier waren die Russen

in den Kämpfen des Weltkrieges zusammengeschlagen worden, und Jahre nach dem Krieg fanden Jäger zuweilen noch die Leichenhaufen. Denn kein Mensch durchdringt diese dichten Wälder. Über dem grünen Gewucher des Gestrüpps heben sich alte, starke Bäume in den Himmel. Der Waldweg, den meine Männer am Vormittag verlassen hatten, war vielleicht zweieinhalb Meter breit.

Raum faßlich war das Ungeheuerliche: Der schmale Weg, den sie am Tage befahren hatten, war verschwunden. Eine breite Straße schien in den Urwald geholt. Auch hier hatten keine Holzfäller gearbeitet, kein Straßenbauer seinen Grund gelegt. Die schweren und schwersten Panzer hatten eine Autobahn durch den Wald gebrochen! Sie hatten den Urwald niedergewalzt, das Gestrüpp, die Stämme knisternd und krachend zur Seite geschoben, umgestürzt und in das dichte Gewirr links und rechts geworfen oder erbarmungslos unter den armbreiten Raupenfetten zermahlen und in den Boden gestampft. Jetzt stiegen und kletterten die Panzer nicht mehr, sie fanden kein Hindernis mehr und sausten wie auf glatter Betonbahn gen Süden. In dreifacher Breite war der Weg durch den Urwald gebrochen, in dreifacher Breite stürmten die schweren Schlachttriesen donnernd gegen den Feind, schwarze Ungeheuer, verschlungen von Nacht und Nebel.

Als der Führer das deutsche Heer neu aufbaute, da

schuf er, gestützt auf die Erfahrungen des Weltkrieges und der Reichswehr, die sogenannten „Schnellen Truppen“, motorisierte Schützen-, Kavallerie- und Panzerverbände. Wollte die deutsche Heerführung die geplanten Vernichtungsschlachten durchführen, so fiel den „Schnellen Truppen“ hierbei eine Hauptaufgabe zu: die Umfassung des Gegners im Rücken.

Der Inspekteur der „Schnellen Truppen“, General der Panzertruppen Guderian, hatte seine Waffe mit den Worten gekennzeichnet: „Die Panzer sind die Waffen des Angriffs schlechthin.“

Im polnischen Feldzug führte der General selber ein Panzerkorps und stieß sofort nach Kriegsbeginn von Pommern aus in den Korridor vor. Pommersche, hamburgische, brandenburgische, ostmärkische, württembergische und thüringische Panzerverbände standen unter seinem Befehl und waren im Panzerkorps zu einer von höchstem Angriffswillen beseelten Kampfeinheit zusammengeschmiedet.

Das Panzerkorps erzwang im Raume der 4. Armee am 1. September morgens den Übergang über das Brahesflüßchen und trieb Teile der polnischen Korridorarmee den deutschen Einschließungstruppen in der Tucheler Heide zu. In den Kämpfen trug das Korps zur Vernichtung von drei polnischen Divisionen und einer Kavalleriebrigade ostwärts der Brahe bei.

Am zweiten Tag erreichten die Panzer bereits die Weichsel und befanden sich weit vor der marschierenden deutschen Infanterie inmitten des Feindes!

Guderian, in Kulm an der Weichsel geboren, hatte das Soldatenglück, zum Befreier seiner Heimat zu werden. Als die deutschen Truppen bei Kulm den Weichselübergang erzwangen, erschien plötzlich der Führer. Unter den Augen ihres Obersten Befehlshabers setzten die Soldaten am 3. und 4. September über die von den Pionieren erbaute Notbrücke.

Der Angriffsschneid des Generals befehlte Offizier und Mann. Im Kampf um Graudenz jagte ein junger Leutnant mit seinem Schwere Panzer allein in den Rücken der Festung und erkletterte den steilen Eisenbahndamm. Auf der Höhe des Dammes blieb der Panzerwagen stehen und empfing einen Zug mit polnischen Reservisten. Der Zug wurde zum Stehen gebracht. Vierhundert Reservisten mußten aussteigen und ergaben sich. Der Leutnant hielt sie mit seinem Panzerwagen in Schach, bis deutsche Infanterie zur Stelle war und die vierhundert Mann in Gefangenschaft abmarschierten!

Nach den Korridorkämpfen stieß das Panzerkorps weit in den Osten Polens vor. Wir werden es endlich bei Brest-Litowsk wiederfinden.

Andere starke Panzerabteilungen der Heeresgruppe

Nord brachen aus Richtung Allenstein gegen Mława und Rozan vor, machten dort achttausend Gefangene, überschritten den Narew und zerschnitten in den weiteren Kämpfen die rückwärtigen Verbindungen von Warschau nach den östlichen Gebieten Polens.

Bei der deutschen Heeresgruppe Süd fiel besonders den Panzerverbänden der 10. und 14. Armee die Aufgabe zu, rasch nach Osten vorzustößen und dem Gegner den Rückzug über die Weichsel abzuschneiden. Das Panzerkorps des Generals der Kavallerie Hoepfner stieß über Ischenstochau nach Nordosten vor, überschritt die Warthe und die Pilika, einen Nebenfluß der Weichsel, und drang in Richtung Warschau vor. Bei dem schnellen Vorstoß konnte zunächst keinerlei Rücksicht auf rückwärtige Verbindungen genommen werden.

Die polnischen Truppen wurden einfach überrannt. Die Panzer nahmen ihren Weg mitten durch den Feind hindurch. Wo ihnen Panzerabwehr und Artillerie entgegentraten, da setzten sie den polnischen Kanonieren ihre Granaten vor die Nase, so daß die Richtschützen den Panzer nicht mehr anvisieren konnten. Dann stießen sie in die Geschützstellungen hinein, und die schweren Granaten der Panzerkanonen und die Garben der Maschinengewehre hämmerten den Feind nieder. Es wurde zur Spezialität mancher Panzerbesatzungen, Panzerabwehrkanonen und Geschütze zu

überwalzen und so unbrauchbar zu machen. Ein einzelner Panzer jagte oft ganze Batterien, aber auch Bataillone und Regimente polnischer Infanteristen auseinander!

Bei Petrikow, etwa auf der Mitte zwischen Oppeln und Warschau, geriet eine Division des Panzerkorps vorübergehend in eine sehr gefährliche Lage. Eine polnische Division stieß überraschend bis in die Ruhequartiere vor und machte den Versuch, die deutsche Division auseinanderzusprengen. Große persönliche Tapferkeit von Offizier und Mann wendete das Gefecht nach drei Stunden zum Guten, die Polen wurden zurückgeschlagen, mehrere Batterien erobert und dreitausend Gefangene gemacht.

Am 8. September erreichte das Panzerkorps Warschau. Die vorstoßende Division führte Generalleutnant Reinhardt. Er riegelte Warschau von Westen nach Südwesten ab. Bei Einbruch der Dunkelheit eröffneten polnische Dach-, Hecken- und Fensterschützen von allen Seiten ein überraschendes Feuer. Darauf stoppte der Kommandeur den Angriff, weil er überflüssige deutsche Verluste vermeiden wollte. Am 9. September früh ließ der General die Division auf zwei Straßen wieder zum Angriff antreten. Der Schwerpunkt des Angriffs lag bei den beiden Panzerregimentern, die vorwegfahrend eine Bresche nach der andern schlugen und der In-

fanterie den Weg frei machten. Gleichzeitig griffen die Panzerschützen und motorisierten Schützen mit Panzerabwehrkanonen und Handgranaten die schwer befestigten und zäh verteidigten Häuser links und rechts der Straße an. So stürmte die Division Reinhardt hintereinander vier Barrikaden unter persönlicher Führung des Generals und drang bis zum Warschauer Hauptbahnhof vor. Dann mußte die Division zusammen mit dem Panzerkorps Hoepfner eine Schwenkung nach Westen machen und sich der bei Kutno eingeschlossenen polnischen Posenarmee entgegenstellen, die mit verbissener Angriffswut den Durchbruch nach Osten erzwingen wollte, aber an dem zähen deutschen Widerstand scheiterte.

Am gleichen Tage machte die von allen Verbindungen abgeschnittene polnische Schlesienarmee ebenfalls den Versuch, nach Osten über die Weichsel zu entkommen.

Eine Panzerdivision der deutschen Südarmee jagte weit im Süden an Radom vorbei und schwenkte dann mit der Front nach Westen ein. Jetzt stand die Division mit dem Rücken zur Weichsel, mit der Front einer starken polnischen Armee gegenüber, deren einzige und letzte Rettung die Erzwingung des Weichselüberganges war.

Am 9. September morgens fuhren die Panzer ihren

westlich gerichteten Angriff. Die Panzerchefs bekamen ihre Befehle, eilten zu ihren Kompanien, verschwanden in den Mannlöchern und waren nun mit ihrer Truppe auf Gedeih und Verderb verbunden. Die Deckel der Panzer schlossen sich, die Motoren heulten auf, die Funkender nahmen Verbindung untereinander auf, Kanonen und Maschinengewehre drohten schußfertig in den Morgen. Der Funke brachte, von Panzer zu Panzer springend, den Befehl zum Vormarsch. Durch dichte Staubwolken ging es Kurs auf den Feind.

Vor den Panzern lag seit dem 8. September ein Kavallerieschützenregiment.

Die Schützenketten loderten sich, die eisernen Wölfe nahmen heulend ihren Weg durch unsere eigene Infanteriestellung, brüderlich begrüßt von den geduckt in den Schützenlöchern liegenden Kameraden. Der Pole setzte sich mit Maschinengewehren und Geschützen, schließlich mit Flammenwerfern zur Wehr. Da half den Panzern nur eins: Angriff, die beste Verteidigung. 'ran an den Feind! Im Hagel der Panzergranaten brach der polnische Widerstand zusammen. Nach zweistündigem, tief in den Feind geführtem Angriff fiel kein Schuß mehr. Die glühenden Kanonenrohre konnten abkühlen, die Luken wurden geöffnet, der Funkempfänger bekam den Befehl zum Sammeln. Die polnische Heeresleitung hatte ihren treugläubigen Panjes erzählt,

die Deutschen hätten nur Panzerattrappen. Jetzt mußten die Polen, wie diese „Attrappen“ beschaffen waren. Der Mut zum Durchbruch über die Weichsel verging ihnen. Am 10. September ergaben sich bei Radom vierundzwanzigtausend Mann, am Tage darauf sechzigtausend.

Bei den Kämpfen um Radom wirkten auch das von Norden eingreifende Panzerkorps Hoepfner und das vom General der Infanterie Gortz geführte Korps entscheidend mit. General Gortz löste seine Divisionen während der Kämpfe aus dem Frontalangriff heraus und führte sie in den Rücken des Feindes, so daß das Korps am 8. und 9. September mit seinen Hauptkräften südostwärts Radom mit dem Rücken zur Weichsel stand. Als die Polen sich bei Radom ergaben, übertraf die Gefangenenzahl bei weitem die Gefechtsstärke des Korps!

Die 14. deutsche Armee südlich Kattowitz hatte die Aufgabe, schnell nach Osten in Richtung Lemberg vorzustößen und sich dann nordwärts schwenkend mit den ostpreussischen Truppen in der Gegend südlich Brest-Litowsk zu vereinigen, um so die Zange zu schließen. Zu diesem Zweck mußte das obereschlesische Industriegebiet durchschritten und das Gebirgsterrain Galiziens überwunden werden.

In den ersten Kriegstagen brach die 10. Armee im

Norden von Rattowitz sehr schnell gegen Osten vor. Gleichzeitig stieß die weiter im Süden in der Slowakei versammelte 14. Armee aus der Gegend von Rosenberg nordostwärts gegen Krakau vor. Krakau wurde bereits am 5. September erreicht. Der an der deutschen Grenze Oberschlesiens auf Angriff oder Verteidigung eingerichtete Pole wurde durch die schnelle Schließung der Zange mit dem Schnittpunkt Krakau gezwungen, das obereschlesische Industriegebiet überstürzt zu räumen. Die polnischen Truppen versuchten schnellstens, bei Krakau eine neue Verteidigungsstellung einzunehmen.

Durch diese glückliche taktische Anlage der deutschen Operationen wurde das kostbare Industriegebiet nur in geringem Ausmaß zum Schauplatz der Kämpfe und konnte schon nach der ersten Kriegswoche wieder in vollem Umfang industriell arbeiten!

Die Gebirgsdivision der 14. Armee unter Generalmajor Kübler drang in mehreren siegreichen Gefechten von den Slowakischen Karpaten bis nach Galizien vor und schuf so die Grundlagen zu den großen Erfolgen des deutschen Südflügels. Die Südgruppe des polnischen Heeres wurde durchstoßen. Am 9. September führte der Divisionskommandeur persönlich den Überfall auf den Brückenkopf bei Sanok, dem der Übergang über den San folgte.

Am 11. September lud Generalmajor Kübler seine Gebirgsjäger auf sämtliche zur Verfügung stehenden Lastwagen und durchstieß den Ort Dobrowka mit einem kühnen Handstreich. Unter seiner Führung fuhren die Gebirgsjäger im Hölletempo durch die von Polen besetzte Ortschaft durch und feuerten während der Fahrt, was aus den Rohren heraus wollte. Die Polen ergriffen vor der dröhnenden, Feuer speienden Staubwolke die Flucht oder suchten Deckung und ließen die Spitze der Division unbehelligt durchrasen. Sie hatten keine Ahnung, daß es sich um Gebirgsschützen auf Lastwagen handelte, sondern glaubten bei der ungeheuren Staubentwicklung auf der echt polnischen Straße an den Einbruch einer Panzerdivision. Am nächsten Tag führte die Division einen Gewaltmarsch nach Lemberg durch. Die motorisierten Truppen legten hundertzehn Kilometer, die Fußtruppen unter dauernden Gefechten siebenzig Kilometer zurück. Über zwanzigtausend Gefangene, viele Geschütze, Maschinengewehre und Granatwerfer waren der Erfolg des heldenmütigen Kampfes, der in den folgenden Tagen zur völligen Einschließung Lembergs führte.

Der allseitige rasche Vorstoß in das Innere Polens erforderte von unseren Soldaten insgesamt außerordentliche Leistungen. Zwar war die glühende Sommerhitze am 1. September vorbei. Weiße Herbstwölken

hingen wie Wattebäusche am Himmel. Aber deswegen war es doch noch immer heiß genug für Marsch und Kampf. In unaufhörlichen Märschen, unter nicht enden wollenden Gefechten, kämpfte sich unsere Infanterie gegen die Polenhauptstadt vor. Vierzig Kilometer Marsch am Tag, fünfzig Kilometer, sechzig Kilometer, das wurden Tagesleistungen, die man am Ende als normal ansah!

Manches Mal konnten die Männer nach sechzig Kilometer Marsch kaum schlafen. Denn dann befanden sie sich irgendwo inmitten einer feindseligen Bevölkerung, die von ihrer Regierung zum Meuchelmord und Franktireurkrieg aufgefordert worden war. „Jedes Haus eine Festung“, das hatte die polnische Heeresleitung als Parole nicht etwa an ihre Soldaten, sondern an die Zivilbevölkerung ausgegeben. So wurde in jeder Nacht herumgeschossen. Wenn man glaubte, ein sicheres Quartier zu haben, fielen plötzlich Schüsse, zerriß die Explosion von Handgranaten, die heimliche Sprengung von Brücken und Straßenübergängen durch Saboteure die Nacht.

Ein bösarziger und hinterlistiger Kleinkrieg setzte ein. Die Nachschubkolonnen, den vorstoßenden Truppen eiligst folgend, wurden von abgesprengten polnischen Soldatenhaufen oder bewaffneten Franktireurbanden überfallen und niedergemacht. Die Nachrichtentruppen

versuchten dem unermüdlichen Vormarsch mit ihren Funkstationen, ihren Telephon- und Fernschreibleitungen zu folgen und erlebten immer wieder Sabotage, Zerstörungen und Überfälle.

Wenn dann im Morgengrauen die Kompanien durch die Signale wieder aufgerufen wurden, dann hieß es abermals marschieren, marschieren, marschieren, bis sich irgendwo der Feind stellte. Am frühen Morgen war die Hitze noch nicht so lastend. Aber derselbe Dreck wie am Mittag hüllte die unergründlichen polnischen Landwege ein. In Polen nannte man diese Aschenbahnen „Straßen“. Sie waren mit roten Linien als Hauptschlagadern des Verkehrs in die polnischen Karten eingezeichnet. Aber diese „Straßen“ waren grundlose unbefestigte Sandschurren, durch die sich nur der leichte Panzerwagen mühelos ziehen ließ.

In diesem Dreck mußten unsere Infanteristen marschieren, eine gelbbraune Staubwolke um sich, überkrustet vom aufgewirbelten Staub. Der braune, trockene Lehmstaub bedeckte die schweißigen Gesichter und Hände, er setzte sich in die Augenbrauen und in die Haare, wenn sie barhäuptig marschierten, er knirschte auf den Zähnen. Aber sie schluckten den Dreck herunter, wie sie die Entfernungen herunterschluckten und hinter sich ließen. Sie marschierten freudig, zum ersten Male ohne Affen, ohne den drückenden Tornister des alten Heeres.

Jrgendwo im tieffsten Herzen hatten sie doch alle die geheime Befürchtung gehabt: Womöglich gäbe das wieder einen Stellungskrieg, wie sie ihn jahrelang im Westen erlebt hatten, mit sinnlosem frontalem Abzingen, mit furchtbaren Opfern an Menschen und Material und der entsetzlichen Zermürbung jeder Willenskraft und männlichen Kühnheit.

Aber bei diesem Vormarschtempo, das spürten sie, da rannten sie sich diesmal nicht fest. Da überrannten sie den polnischen Gegner. Das hatte der große geniale Soldat an der Spitze des Reiches wunderbar geschmissen. Der hatte aus dem Weltkrieg gelernt, der ließ sich keinen Stellungskrieg wieder aufzwingen, der marschierte mit unvergleichlicher Kühnheit mitten zwischen den feindlichen Armeegruppen hindurch, trennte die Polen von ihren Verbindungen, jagte ihnen seine kampfstarken Luftgeschwader auf den Pelz, daß sie nicht mehr den Kopf heben konnten, und schickte ihnen seine schnellen Panzerwölfe in Flanke und Rücken, daß sie schließlich nach allen Seiten einen verzweifelten Kampf führen mußten.

Deshalb marschierten unsere Infanteristen gern und willig. Sie winkten den raschen Fliegern zu, wenn die Staffeln hoch über ihren Köpfen zum Fernflug oder dicht über ihren Gewehrspitzen zum Tiefangriff vorbrausten. Sie grüßten unsere Panzer, wenn sie in

Staubwolken gehüllt seitwärts der Straße nach vorn stießen. Mancher von ihnen dachte an den Vormarsch im Westen, an den Marsch nach Paris, den er 1914 vier Wochen lang mitmachte, und an das furchtbare Ende, die Marneschlacht im September 1914, als die deutschen Truppen sinnlos freiwillig zurückgingen, den Angriff aufgaben, sich in festen Stellungen verschanzten und dem Franzosen den billigen Triumph des Marne= wonders überließen.

Wer hatte damals versagt? Der marschierende und kämpfende Infanterist?

Nein, der Mann an der Spitze!

Der verlor die Nerven, weil er die Übersicht über seine verstreut im Feindesland marschierenden Armeen verlor. Der wollte Linien sehen, wo nur kämpfende Armeen sein konnten.

In den Tagen des deutschen Vormarsches fuhr ich durch Nordpolen. In der weiten Landschaft war keine deutsche Truppe zu sehen. Denn wir erdrückten Polen nicht mit zahlenmäßiger Übermacht, sondern schlugen es mit einer Reihe prächtig disziplinerter, angriffs= freudiger, glänzend bewaffneter und taktisch geschulter Armeekorps. Sie schienen sich in den weiten Räumen Polens zu verlieren. Dörfer, Ortschaften, ja Städte, die ich durchstreifte, waren ohne deutsche Soldaten. Auf Landstraßen traf man fünfzig und sechzig Kilometer

weit kein Anzeichen deutscher Truppen. Aber da, wo der Feind war, da marschierten sie, da schlugen sie zu, da stießen sie ruhelos nach, niemals dem Verfolgten eine Atempause gewährend.

Wer in den weiten, offenen Landschaften an Weichsel, Narew und Bug, in der Einsamkeit und Verlassenheit dieser Äcker, Weiden und Steppen plötzlich Angst bekam und die Nerven verlor, der verlor auch die Übersicht. Der verlor als Feldherr alles. Denn der hätte dann, wie der Moltke von 1914, den Versuch gemacht, seine Truppen doch erst mal zu einer „Front“, einer „Linie“ zusammenzuschließen und damit den Erfolg aus der Hand gegeben.

Die deutschen Truppen marschierten nicht frontal einrückend in sauber ausgerichteten Linien. Sie griffen die Ziele an, die ihnen ihr genialer Führer steckte, schickten nach links und rechts oft nur schwache Flankensicherungen aus und blieben dem einmal gefaßten Gegner unaufhörlich im Genick. So erreichten die beiden Hälften der Heeresgruppe Nord ihre Vereinigung im Korridorgebiet und zugleich die Auseinanderspaltung des ihnen entgegensiehenden polnischen Gegners. Im nördlichen Korridor wurde die polnische Korridorarmee abgeschnitten. Die größte polnische Armee, die bei Posen stand, war bereits nach den ersten Kriegstagen an ihren Flanken und im Rücken gefährdet. Die an

den stärksten Bunterlinien nördlich Warschaus stehenden Truppen bei Mlawka, Rozan, Nowgorod und Lomscha verloren ebenso rasch die Fühlung zu den anderen polnischen Armeen. Die im Wilnagebiet stehende polnische Gruppe versuchte einen Einfall nach dem Vorbild der Rennenkampff-Armee in Ostpreußen, wurde zurückgeschlagen und isoliert.

Vom ersten Kriegstage an begleitete die deutsche Luftwaffe unser Heer und unsere Panzer bei ihren Vorstößen. Als deutsche Schützen zum Angriff auf Graudenz vorgingen, stießen unsere Tiefflieger herunter und vernichteten die polnischen Scharfschützenstellungen in rollenden Angriffen. Dann machten die Polen den Versuch, den Ostflügel eines deutschen Armeekorps, weit östlich vorstoßend, zu umfassen. Ein Aufklärungsflieger bemerkte die polnische Kolonne und erkannte den umfassenden Vorstoß in die Flanke des Ostkorps. Während die Polen noch an den Erfolg ihres Manövers glaubten, machte sich schon auf dem ostpreußischen Einfallhafen eine Kampfgruppe zum Angriff fertig. Dann stießen dreißig Maschinen überraschend auf die polnische Angriffsgruppe hinunter und blockierten den Vormarsch mit wohlgezielten Bombenabwürfen und vernichtendem MG.-Feuer vollständig. Der Pole flutete zurück und gab den Angriff auf.

Als die polnischen Truppen aus den Befestigungen

und Artilleriestellungen von Graudenz hinausgeschlagen wurden und der Rückzug über die nach Süden führenden Bahnen und Straßen begann, funkten unsere Flieger dazwischen, daß es buchstäblich nur so hagelte.

Vom dritten Kriegstage an begannen die systematischen Störungsangriffe auf Brücken, Straßenkreuzungen, Bahnlinien und Verkehrsknotenpunkte, auf denen die polnischen Truppen zurückeilten oder die feindliche Heeresleitung Nachschub und Verstärkung nach vorn bringen wollte. Besonders schwer wurden die von Warschau nach den verschiedenen Himmelsrichtungen führenden Bahnen und Straßen zerstört. Volltreffer auf Volltreffer der schweren Zweihundertfünfzig- und Fünfhundert-Kilo-Bomben riß die Bahngleise auseinander, brachte Güterzüge, Truppentransporte, Munitions- und Panzerzüge zur Entgleisung und Explosion und legte jeden Bahnverkehr lahm.

Am 6. September besuchte ich wieder eine Gruppe der schweren Kampfmaschinen. Wir starteten am Nachmittag und flogen zunächst einen anderen ostpreußischen Hafen an. Auf dem Feld standen schwere Jäger, Zerstörer, deren Kommandeur Major Grabmann war. Eine seiner Staffeln führte der vielfache Luftsieger von Warschau, der verwegene Luftheld Schleif. Mit 14 Luftsiegern stand seine Staffel an der Spitze der deutschen Jagdflieger und erhielt die besondere Anerkennung

Görings. Wir wollten mit nur drei Bombern nach Warschau, aber Schleif und seine Zerstörer sollten mit dreißig Jägern Jagdschutz gegen polnische Überfälle fliegen und nachher freie Jagd auf Feindziele veranstalten.

Wir flogen über Allenstein nach Blonie, etwa dreißig Kilometer westlich von Warschau, überquerten den Zusammenfluß von Narew und Weichsel und sahen westlich ein großes Industriewerk mit qualmenden Schloten liegen. Links verschwamm Warschau im Dunst. Es war 17.45 Uhr; wir steuerten die polnische Hauptstadt an und drehten von Westen genau auf östlichen Kurs. So brausten wir in fünftausend Meter Höhe mit unserer Kette genau auf das Zentrum der feindlichen Hauptstadt los.

Die Flak beschuß uns, sobald wir den Westrand von Warschau erreichten. Die ersten Schüsse saßen etwas links unter unserer Führermaschine, die nächsten Wölkchen dicht neben unserem linken Flügel. Ein Blick auf unsere „Kettenhunde“, die beiden links und rechts rückwärts gestaffelten Maschinen, belehrte uns, daß sie ein paar hundert Meter höher als wir flogen. Unser Führer, Staffelf kapitän Cramer, drehte die Maschine scharf nach rechts. Wir sausten in die Rechtskurve, entgingen der weiter links schießenden Flak und stiegen fast augenblicklich auf fünftausendfünfhundert Meter.

Hoch über uns kreisten die Jäger. Aber nur tief unter uns, in vielleicht zweitausend Meter Höhe, ließ sich ein Pole blicken.

Ich steckte wie gepanzert in einem Pelzanzug, den Fallschirm auf dem Rücken, die Fliegerhaube übergestülpt, Kopfhörer am Ohr, die gespenstig aussehende Sauerstoffmaske vor dem Gesicht. Ich stand von meinem Sitz auf und konnte die Faltwölkchen gut sehen, das Mündungsfeuer der Batterien und die langen Häuserzeilen der Stadt. Der Bombenschütze lag rechts von mir auf dem Bauch und begann seine erregende Tätigkeit.

Inzwischen hatten wir die Weichsel und die nordöstliche Vorstadt Praga überflogen. Noch eine „Bombenreihe“ saß im Schacht. Unsere beiden „Kettenhunde“ hatten ihre Aufgabe offenbar gelöst und flogen nordwärts ab. Wir aber drehten in steiler Kurve noch einmal auf Warschau zurück und flogen nun umgekehrt von Osten nach Westen. Ein paar Jäger begleiteten uns in verwegenem Kurvenflug. Unser Bombenschütze stieß den zweiten Teil seiner Ladung in die Tiefe. Die polnische Flak feuerte erneut. Der Abendhimmel aber leuchtete uns so friedlich entgegen. Dort im Nordwesten sahen wir Narew und Weichsel in rotgoldenen Strömen zusammenfließen und mit der dunstigen Ferne in eins verschwimmen. Diese Ferne: das war unser Vater-

land — das war Deutschland! Für das wir kämpften. Endlich, wir hatten zehn Minuten lang unsere Schleifen über der Hauptstadt dieses wahnwitzigen Volkes gezogen, drehten auch wir nach Norden ab. Über Pultusk beschoß uns noch einmal die Flak. Na, lange wird sie da nicht mehr sein! Schon hatten deutsche Soldaten weiter nördlich den Narew überschritten und standen dicht vor den Toren dieser Stadt. Bald waren wir über unseren eigenen Linien, und unser schwerer, grauer Riesenvogel lief sanft auf dem Rollfeld aus.

Am nächsten Tage, dem 7. September, griff Hauptmann Schleif den Bahnhof Malkinia-Gorna an. Er wurde durch polnische Bodenabwehr getroffen, begann stark über den Augen zu bluten, hielt sich aber noch in der Luft. Sein treuer Bordsunker kletterte nach vorn, versuchte ihm das Blut aus den Augen zu wischen und den Steuerknüppel zu halten. Dann aber wurde Schleif besinnungslos, und die Maschine stürzte ab. Großdeutschland hatte einen der tapfersten Männer seiner jungen Fliegergarde verloren!

Am gleichen Tage empfing mein Zug die Bluttaufe vor Pultusk:

Mein Zugführer, Leutnant Rabuschat, gelangte während des Sturmes mit zwei Offizieren in das brennende Pultusk, um mit einem Artilleriebeobachter den Kirchturm zu besteigen. Der Zug stand am Eingang

der Stadt, an der Straße nach Ciechanow, da, wo heute ein schlichtes Holzkreuz über einem flachen Grabhügel an den Einsatz des Selbständigen Luftwaffenpropagandazuges Ostpreußen erinnert. Die Aufgabe war Kriegsberichterstattung über das Gefecht und den Narewübergang der deutschen Truppen.

Um das erste Haus der Straße wurde noch Mann gegen Mann gekämpft. Die Bunkerlinien und die Stacheldrahtverhaue am Nordwestrande von Pultusk waren längst erstürmt, unsere Infanterie marschierte bereits durch die brennende Stadt, um in Verfolgung der Polen über den Narew zu setzen; aber die Vorbeiziehenden erhielten hinterrücks Feuer aus diesem Haus. So entwickelte sich der übliche Franktireurkampf, in den polnische Dach- und Heftenschützen von verschiedenen Stellen her eingriffen.

Unmittelbar darauf gingen einige Infanteristen und mit ihnen mein Unteroffizier Thiel auf den südlich der Straße liegenden polnischen Bunker zu. Das Haus neben dem Bunker war bereits im Anfang des Gefechts in Brand geschossen worden und brannte bis auf die Grundmauern nieder. Seltsamerweise war der niedrig in die Erde geduckte Bunker nicht durch Stacheldrahtverhaue gesichert, während sich weiter links der Straße ein viele Meter breites, gut gezogenes Verhau vor den polnischen Stellungen erhob.

Die Männer waren etwa zwanzig Meter von der Straße entfernt und hatten den Bunker fast erreicht.

Da erfolgte eine furchtbare Explosion:

Eine Stichflamme sprang auf, die schwarze Explosionswolke verhüllte einen Augenblick lang den Bunker und das Feld. Dann erschollen durch den fernen Kampflärm des sich allmählich zum Narewufer hinabziehenden Gefechtes Hilferufe und Schreie Verwundeter vom Aker.

Meine Männer hatten sich bei der Explosion in Deckung geworfen, ein Teil der Infanterie ging sofort zurück. Meine Kameraden glaubten, daß ein schwerer Granateinschlag die über den Aker gehende Gruppe getroffen hätte. Dem widersprach der Filmberichter Siem, ein alter, im Stellungskrieg der Westfront erfahrener Frontsoldat. Die Explosion war ja ohne das den Granateinschlag ankündigende Säusen und Pfeifen in der Luft erfolgt.

„Einer hat aus dem Bunker eine geballte Ladung geworfen“, behaupteten andere.

Aber langes Diskutieren war nicht Sache der Soldaten. Im Felde lagen Verwundete, die um Hilfe riefen. In den nächsten Minuten nach der Explosion gingen einige Kameraden ohne Befehl in den Aker hinein, um die Verwundeten zu bergen. Da erschollen, ohne jedes vorherige Zeichen, sekunden schnell hinter-

einander noch einmal zwei furchtbare Explosionen, die einzelne Männer zu Boden warfen und den Feldwebel Weström, einen Rundfunkingenieur, sowie den Funker Freyer, einen Kunstmaler, verwundeten.

Nun erkannten alle, daß sie sich in einem Minenfeld befanden und der Pole statt der Verdrahtung zum Schutz seiner Bunkerlinie an dieser Stelle Flatterminen im Boden vergraben hatte. Sie waren sorgfältig mit Erde bedeckt und völlig unsichtbar. Der Verwundete Freyer konnte noch einige Schritte laufen, dann fing Siem ihn auf, trug ihn vom Acker, legte ihn in den Straßengraben und verband ihn. Freyer blutete stark am Kopfe und hatte durch die Stichflamme der explodierenden Mine Verbrennungen davongetragen. Der Luftdruck der Explosion hatte ihm die Uniformstücke vom Leibe gerissen.

Indessen bemühten sich die andern um den im Felde verwundet liegenden Weström, der bei klarem Bewußtsein war. Mit Hilfe polnischer Gefangener, die die Stellung und die Lage der vergrabenen Minen genau kannten, holten sie Weström aus dem Acker. Der Soldat Cichi, ein Filmgehilfe, beugte sich über Weström und machte wohl ein sehr besorgtes Gesicht. Da lächelte ihm der am Boden liegende große, starke Mann zu und sagte: „Aber Cichi, du darfst doch nicht traurig sein. Das kann doch mal passieren.“

Dann bat er die Kameraden lächelnd und mit ganz ruhiger Stimme, seine Frau und seine Kinder von ihm zu grüßen. Aber sie sollten der Gattin nichts von der Verwundung sagen. Auch den Eltern nichts davon schreiben.

„Denn“, so meinte er und versuchte sich zu bewegen, „verwundet bin ich offenbar. Am rechten Fuß ist irgend etwas nicht in Ordnung. Das brauchen sie zu Hause nicht zu wissen.“

Die Kameraden blickten ihm fest in die Augen, streichelten ihm über das Gesicht und schwiegen. Sie konnten nicht sagen, was sie sahen und der Verwundete nicht wußte, da er keinerlei Schmerz empfand: die Mine hatte ihm beide Füße weggerissen, und er würde Frau und Kinder wohl kaum wiedersehen.

Im Verlauf einer Stunde wurden alle verletzten Kameraden geborgen, auch die verwundeten Infanteristen und Flakkanoniere vom Acker geholt und der Abtransport nach dem Feldverbandplatz durchgeführt.

In der Aufeinanderfolge der Explosionen und Vermühungen um die Verwundeten war es gar nicht aufgefallen, daß noch ein Mann des Zuges fehlte, um so mehr, da sowohl zu dem Trupp des Leutnants Kabuschat wie zum Lazarett einzelne Männer unterwegs waren. Als die Wagen des motorisierten Zuges ansfahren wollten, erscholl aus einer Mulde des Minenackers die

Stimme des Unteroffiziers Thiel. Er richtete sich auf den Händen auf und rief:

„Propagandazug! Propagandazug!“

Unteroffizier Thiel war, wie sich nun herausstellte, schon bei der ersten Minenexplosion getroffen und in diese Erdmulde geschleudert worden. Anscheinend war er dann lange bewußtlos gewesen und nun wieder erwacht.

Da gab es für die Männer des Zuges kein langes Besinnen. Sie waren vorgesprungen und hatten den verwundeten Infanteristen und Kanonieren geholfen, sie hatten ihre eigenen, schwer verletzten Kameraden vom Minenacker geholt, nun mußte Thiel geholt werden! Der lustige Thiel, so hieß der Zweiundfünfzigjährige bei der Kompanie, ein unermüdlicher Schnurrenerzähler und Poffenreißer. Nun lag der lustige Thiel halb verblutet im Acker.

Die Männer wußten, welche Gefahren sie auf dem heimtückischen Boden erwarteten. Sie hatten ein halbes Duzend Verwundete geborgen und den tapferen Weström vor ihren Augen sterben sehen. Sie schickten noch einmal eine Gruppe Polen in den Acker. Die Polen weigerten sich, hineinzugehen, denn Thiel lag viel weiter hinten als Weström, Freyer und die anderen. Als sie endlich hineingingen, geschah etwas unsagbar Niederträchtiges:

Die Polen gelangten ungefährdet bis zu Thiel. Dann kauerten sie sich hinter Thiel in die Mulde und weigerten sich, den Schwerverwundeten auf die Arme zu nehmen und zurückzubringen. Da ging dem Wachtmeister Boldt, dem stellvertretenden Zugführer des „Schnellen Zuges“, die Geduld durch. Er wußte genau, was er tat, wenn er jetzt selber seinen Kameraden Thiel holen wollte.

Er sagte zornig: „Wir können alle nur einen Heldentod sterben, und wo, das ist ganz egal. Wer kommt mit? Ich selber hole Thiel!“

Dann ging er, die entsicherte Pistole in der Faust auf die Polen gerichtet, in den Minenader hinein.

Mit ihm gingen vier Soldaten, der Bildberichter Schlüter, der Filmberichter Siem, der Filmgehilfe Cichi und ein unbekannter Infanterist vor.

Sie tasteten sich vorsichtig durch den Acker, setzten ihre Schritte zögernd dahin, wo schon eine Fußspur sichtbar war, und gelangten so langsam, Schritt für Schritt, den Boden links und rechts vermeidend, zu der Mulde, in der Thiel lag und in der die Polen den Verwundeten als Deckung gegen seine eigenen Kameraden benutzten.

Einer der Polen machte eine Bewegung.

Boldt ließ einen Augenblick lang den Ackerboden außer acht, blickte auf die Polen und seinen verwun-

deten Kameraden und machte noch einen Schritt vorwärts.

Da stolperte er über einen heimtückisch ausgespannten Draht in Fußknöchelhöhe, vielleicht den Auslöschungsdraht der Mine.

Er stürzte nach vorn so dicht vor Thiel hin, daß er ihm die Hand reichen konnte. Aber ehe es dazu kam, zerriß eine neue, fürchterliche Explosion den Boden. Sie tötete Thiel und verwundete Boldt auf das schwerste. Sprengstücke der Mine trafen auch die Soldaten Schlüter und Siem. Schlüter wurde schwer verwundet, Siem erhielt ein Sprengstück über der Stirn gegen den Stahlhelm, ein zweites Sprengstück zerschnitt ihm den Kinnriemen und schlug ihm den Stahlhelm vom Kopfe, ohne ihm auch nur die Haut zu reißen. Der Infanterist wurde ebenfalls verwundet.

Gichi blieb unverletzt und wollte Boldt retten, während Siem Schlüter holte.

Auch die anderen Kameraden eilten zu Hilfe.

Boldt war, wie Weström, mit einer ähnlich schweren Verwundung, bei klarem Bewußtsein.

„Grüßt mir die Kameraden“, sagte er, „und grüßt meine Mutter von mir.“

Dann lag sein Leib leblos auf der polnischen Erde, die er für die Kameraden mit seinem Blute getränkt hatte.

Von den Geretteten verstarb bald darauf auch Freyer.

Die Überlebenden aber härtete das Blutopfer von Pulstuf zu Stahl. Einer hatte sich für den andern eingesetzt. Die ersten hatten den Einsatz mit dem Leben bezahlt, die Nächstfolgenden waren angesichts derselben Gefahr zum gleichen Opfer bereit und mußten es dann auch geben. So fielen vier Kameraden vor Pulstuf getreu der unverbrüchlichen Kameradschaft auf Leben und Tod, die wir uns gegenseitig im Unterricht, im Exerzierdienst und im kameradschaftlichen Beisammensein gelobt hatten. Wir konnten uns aufeinander verlassen, das wußten wir nun. Vom Führer bis zum Funke waren alle Männer des Zuges bereit, einen Verlorengegangenen oder ein abgesprengtes Fähnlein wenn nötig aus der Hölle selber wieder herauszuholen.

An den folgenden Angriffstagen kamen die Luft- und Bodenverbände der Luftwaffe zum gemeinsamen Einsatz. Die schweren Kampfmaschinen und Sturzbomber verjagten den Feind bei Nowogrod am Narew aus Schützengräben und nach oben offenen Stellungen. Die polnischen Verteidiger flüchteten zum Teil nach rückwärts und setzten sich in den Häusern von Nowogrod fest, zum Teil fanden sie Zuflucht in den dichten, mehrfachen Bunkerlinien am Narew.

Die Bunker zogen sich am südlichen Ufer hin.

Als die ostpreußischen Sturmtruppen aus den dürrer Kiefernwäldern im Norden heraustraten und das

Narewufer erreichten, sahen sie den breiten Fluß mit vollständig gesprengten und abmontierten Brücken vor sich liegen. Jenseits des Flusses erhob sich das hoch emporsteigende Südufer. Darin eingebettet, stufenförmig aufgebaut und in mehrfachen Ketten hintereinander gestaffelt, lagen die polnischen Bunker. Schwere modernste Bunker nach französischem und englischem Muster, meistens von ein bis zwei starken Kuppeln aus Panzerstahl gekrönt. Gut getarnt und in die Landschaft eingepaßt, ein enges, schachbrettartiges Gefüge, dessen Schußfelder sich gegenseitig überschnitten. Eine sehr feste Stellung im Stile des Weltkrieges, durch Schützengräben und Laufgräben zu einer Festung verbunden.

Zum Sturm mußten die deutschen Infanteristen das freie Nordufer des Narew hinunterlaufen, den Fluß auf Schlauchbooten übersetzen, die tiefen Sandhänge des Gegenufers hinaufstürmen und dann mit den feuernden Bunkern fertig werden. Der Kampf war schwer und erbittert. Diese Stellung, die letzte entscheidende vor Warschau, hielt sich länger und zäher als die Bunkerlinien von Mława, die in den ersten Tagen bereits durchbrochenen Befestigungen im Korridor und in Oberschlesien und die Widerstandsnester im Westen von Nowogrod, bei Pultusk und Rozan.

Die schweren Batterien der Flak fuhrten in der vordersten deutschen Linie auf. Die Zugmaschinen drehten,

schoben das Geschütz gegen den Feind und jagten wieder davon in sichere Deckung, braune Staubwolken hinter sich lassend. Kanoniere im fliegerblauen Rock sprangen von den Proben, von den Begleitwagen, warfen sich deckungsuchend zur Erde, sprangen im Schnellfeuer der polnischen Maschinengewehre und Kanonen auf und suchten die Handgriffe an ihren Geschützen.

Wenige hundert Meter entfernt, kaum getarnt, zwischen dürren Kiefernstämmen vor schwersten feindlichen Festungen stehend, jagten sie Schuß auf Schuß hinaus. Saargenau setzten die Richtkanoniere das Feuer auf die Panzerkuppeln.

Nur knapp einen Meter maß die Kuppel im Durchmesser, einen halben Meter in der Höhe. Dieses winzige Ziel wurde aufs Korn genommen. Fingerbreit nebeneinander saßen die Einschläge, bis endlich der alles vernichtende Treffer durchbrach und den Verteidiger im Innern zerriß. Dann begann die blutige Arbeit der Infanterie, die todesmutig über den Fluß setzte.

Die polnischen Bunkerbesatzungen versuchten das Äußerste und schossen flankierend aus den noch unversehrt gebliebenen Kuppeln mit Sechschüligen. Als das Infanterieregiment übersekte, erhielt es so starkes Feuer, daß die Männer immer wieder unter schweren Verlusten zurückgehen mußten. Eine Maschinengewehrgruppe übernahm die Deckung gegen

das nächstliegende polnische Widerstandsneft. Der Führer der Gruppe, ein Unteroffizier, fiel. Kameraden sprangen hinzu und brachen im peitschenden feindlichen Feuer zusammen. Da nahm der letzte Mann das Maschinengewehr, brachte es in günstige Feuerstellung und deckte todesmutig den Übergang seiner Kompanie mit unaufhörlichen Feuerstößen, die den Polen die Lust zum Weiterschießen nahmen.

Ein paar Tage später wurde der tapfere Schütze zum Unteroffizier befördert, und ich konnte ihm selber als einer der ersten im Schützengraben vor Warschau den Glückwunsch aussprechen und die Hand drücken. Nach Erstürmung des Steilufers von Nowogrod ging der Kampf heftig weiter.

Jeder polnische Bunker wurde von einem Offizier befehligt. Die Besatzung betrug im allgemeinen drei bis sechs Mann. Die Ausrüstung waren mehrere Maschinengewehre und in verschiedenen Bunkern Schnellfeuerkanonen. An der Stelle des Flußüberganges riß die Bunkerbesatzung aus, als die Deutschen kamen.

Weiter ostwärts aber verteidigte sich jede Besatzung mit verbissener Wut. Der im alten Brückendamm eingebaute Bunker mußte durch flankierenden Flakbeschuß auf die seitlichen Betonschlitzte unschädlich gemacht werden. Ein Treffer fuhr in die Panzertuppel und zerfetzte dort innen alles. Aber die übrigen Männer der Be-

besatzung kämpften weiter und ließen sich durch keinen zielsicheren Granatbeschuß niederhalten. Treffer auf Treffer saß an der Betonwand, drang aber nicht ins Innere. Schließlich liefen Pioniere und Infanterie gegen den Bunker vor und sprengten todesmutig mit geballten Ladungen die eisernen Panzertüren. Im Kampf Mann gegen Mann fielen die Verteidiger und fanden zur Seite des Bunkers ein schlichtes Soldatengrab mit Holzkreuz und Polenstahlhelm.

Der dritte Bunker weiter ostwärts wurde so lange und erbittert verteidigt, bis ein Volltreffer die Schnellfeuerkanone im Schicksal traf. Die deutsche Granate zerschmetterte das Geschütz, durchdrang den Schütz und explodierte im Innern des Betonbunkers mit furchtbarer Gewalt. Die eiserne Panzertür zum Nebenraum wurde aus den Angeln gerissen und zerbeult in den Schlafraum der Besatzung geschleudert. Der Bunker fing sogleich Feuer, das Stroh, auf dem die Mannschaften lagen, entzündete den ganzen Bau. Der tapfere Verteidiger lag, als wir später den Bunker betraten, quer über der Panzertür als verkohlte, fast unkenntliche Gestalt.

Als die erschöpften deutschen Sturmkolonnen nach dem Siege in der Stellung lagen, erfolgte der polnische Gegenangriff flankierend aus Lomscha. Aber ein Artillerieaufklärer, der gerade am Himmel hing, beob-

achtete rechtzeitig die sich sammelnden Sturmtrupps der Polen. Der Flieger funkte einen Spruch zu seiner Erdstelle hinunter und lenkte das Feuer der deutschen Artillerie überraschend auf die Sammelplätze des polnischen Gegenangriffs. Die feindliche Sturmkolonne brach im Vernichtungsfeuer zusammen, ehe es zum Nahkampf kam. Der Ort Nowogrod stand am Schluß des erbitterten Kampfes als gelblodernde Fackel über dem Narew.

Gegen den 10. September ergab sich folgende Kriegslage: Im Süden hatte die 14. Armee mit ihren Schnellen Truppen den San überschritten und bereitete die große ostwärtige Umklammerung des Gegners vor.

Die 10. deutsche Armee hatte die Weichsel erreicht, Warschau von Westen abgeriegelt und die ursprünglich zum Einfall in Schlesien bestimmte polnische Armee bei Radom an der Flucht über die Weichsel gehindert und mit vierundachtzigtausend Gefangenen zur Kapitulation gezwungen.

Die 8. Armee schloß gemeinsam mit der 10. Armee und mit der durch den Korridor marschierenden 4. Armee die stärkste, ursprünglich bei Posen zum Angriff gegen Berlin angeordnete polnische Armee im Weichselbogen bei Kutno ein.

Die ostpreussische 3. Armee hatte die stärksten polnischen Befestigungslinien bei Mlawka, Pułtusk, Rozan,

Nowogrod und Lomſcha durchbrochen und ſich den Übergang über Narew und Bug erkämpft. Die Spitze der 3. Armee begann die Gegend öſtlich von Waſchau zu erreichen.

Die polniſche Regierung war auf der Flucht über die rumänische Grenze.

Die ununterbrochenen Angriffe der Luſtwaffe, verbunden mit dem ſchneidigen Vorſtoßen der Schnellen Truppen, hatten den polniſchen Rückzug zur Flucht gemacht.

Der in Richtung Siedlce, Luckow und Deblin abziehende Gegner war dauernd beunruhigt und geſtört worden. Seine Bahnen und Straßen waren unbrauchbar, ſeine militäriſche Fortbewegung bei Tage unterbunden.

Teile der 4. Armee wurden aus der bisherigen Front gelöſt und im Rücken der 3. Armee an die Südſtede Oſtpreußens transportiert. Sie hatten den Auftrag, nunmehr über Oſewieck und Bialyſtoſ in Richtung auf Breſt-Litowſk vorzuſtoßen und mit dem Panzerkorps Guderian die letzte große Umfaſſung auf der Linie Bialyſtoſ—Lemberg gemeinſam mit der im Süden kämpfenden 14. Armee zu ſchließen.

Die Kämpfe an der Oſtſeeküſte nahmen ebenfalls einen raſchen und glücklichen Verlauf: Als der Konflikt ſich ankündigte, begann Gauleiter Forſter im Juli 1939

mit der Aufstellung einer Truppe, die das völlig wehrlose Danzig auf jeden Fall gegen polnische Handstreichschützen konnte, und schuf unter der Führung von General Eberhardt die Danziger ~~W~~-Heimwehr. Bei Kriegsbeginn führte Danzig durch Gesetz die Wiedervereinigung mit dem Reiche durch.

Der kleine Freistaat hatte bei den Feindseligkeiten einen Kampf nach zwei Seiten zu führen: gegen die Polen, die von Dirschau bis Gottenhafen seine Grenze bedrohten, und gegen die polnischen Militärgruppen, die sich, getarnt als Zollinspektoren, Postbeamte, Hafenpersonal usw., mitten in Danzig eingenistet hatten, und außerdem gegen die reguläre Militärbesatzung der Westerplatte. Mit dem Morgen des 1. September wurden die Westerplatte und das außerhalb der Stadt befindliche polnische Postamt zu Brennpunkten der Kämpfe. Das im Hafen vor Anker liegende deutsche Schulschiff Schleswig-Holstein begann mit der Beschießung. Aus dreihundert Meter Entfernung schoß das Kriegsschiff seine vollen Breitseiten in die schwer ausgebauten polnischen Bunkerstellungen der Westerplatte.

Zugleich begannen die Angriffe auf Gottenhafen, das, zehn Kilometer nordwestlich von Danzig liegend, als polnischer Kriegshafen die schwerste Bedrohung der Stadt darstellte. Auch Gela, die polnische Seefestung

im Norden der Bucht, wurde unter Feuer genommen. Die deutschen Sturzkampfbomber warfen sich auf den Kriegshafen von Gøtenhafen. Die deutschen Seestreitkräfte jagten zusammen mit der Luftwaffe die noch in der Ostsee befindlichen polnischen Seekräfte und begannen mit der systematischen Vernichtung der polnischen Kriegsschiffe und Unterseeboote auf offener See und in Gøtenhafen.

Der Pole hatte Gøla und Gøtenhafen zu modernsten Befestigungen ausgebaut. Zwei Wochen lang wurde erbittert gekämpft, bis sich unsere Marine- und Seesoldaten Schritt für Schritt vorarbeiten konnten. Unter schwerstem Trommelfeuer wurde der Angriff vorangetragen. Unsere Truppen folgten der Feuerwalze unmittelbar.

Das 2. Regiment der Landespolizei Danzig drang mit Panzerwagen in Gøtenhafen ein, jagte an den brennenden Häusern vorbei und stieß zur See durch. Hier mußte Bunker für Bunker gestürmt werden. Die Flak (Flugabwehrkanonen der Luftwaffe) wurden vorgezogen und nahmen die polnischen Stellungen unter unmittelbarem Beschuß. Sie hielten die Ziele bis zur vereinbarten Sekunde unter Schnellfeuer. Dann stoppte das Feuer ab, die Infanteristen sprangen auf und drangen mit Handgranaten und mit der blanken Waffe ein.

Die Zahl der polnischen Gefangenen war wider Erwarten hoch. Die Gefangenenspalonnen verstopften zeitweilig die Straßen nach rückwärts so sehr, daß die zweite Welle der deutschen Sturmtruppen Mühe hatte, an ihnen vorbei nach vorn zu kommen.

Im Rücken des Gegners

Am 5. September erhielten die ostpreußischen Flieger Verstärkung. Nun konnte die Luftwaffe unter Ausnutzung der großartigen ostpreußischen Bodenorganisation voll und ganz zum operativen Kampf gegen sämtliche rückwärtigen Verbindungen des an der Marnefront schon geschlagenen Gegners eingesetzt werden.

Die Masse der polnischen Kräfte war bereits im Rückzug begriffen, marschierte über den Bug und ergoß sich fluchtartig über sämtliche südwärts und südostwärts führenden Straßen. Alle feindlichen Bewegungen auf den Bahnen und Straßen zwischen Brest-Litowsk, Bialystok, Lomża und Warschau mußten also mit Bomben belegt oder in Tiefangriffen mit Maschinengewehren beharft werden.

In fünf bis zehn Meter Höhe brausten unsere Flieger jetzt über den Gegner dahin. Die Tiefangriffe waren gefahrvoll. Oft wurde die Maschine von ganzen Salven durchlöchert. Aber der „Omnibus“, wie der Flieger seine „Kiste“ nennt, kam doch „heil nach Hause“. Im ganzen blieben die Verluste der deutschen Luftwaffe gering. Die Zahl der Toten, Verwundeten und der ver-

lorenen Maschinen blieb weit unter dem, was zu Beginn des Kampfes erwartet werden mußte.

Am 10. September wurde die bisher im alten Reichsgebiet stationierte Luftflotte 1, der das Luftwaffenkommando Ostpreußen von Anfang an unterstanden hatte, nach Königsberg verlegt. Nunmehr übernahm der Befehlshaber der Luftflotte 1, General der Flieger Kesselring, von ostpreußischem Boden aus die direkte Leitung sämtlicher Luftoperationen und bildete aus den ihm bisher unterstehenden Fliegerverbänden eine Angriffsgruppe West, in welcher die Verbände des bisherigen Luftwaffenkommandos Ostpreußen unter General Wimmer zusammengefaßt wurden, und eine Angriffsgruppe Ost unter Generalmajor Foerster, die in südöstlicher Richtung etwa auf der Linie Königsberg—Luniniec zu operieren hatte.

Es entstand die Notwendigkeit der Vorverlegung der ostpreußischen Flieger in die eroberten polnischen Gebiete. Der Kommandeur im Luftgau I, Generalmajor Mußhoff, leistete mit seinem Stabe die umfassende Erkundungs- und Vorbereitungsarbeit zur Schaffung neuer Feldflughäfen in den Gebieten zwischen Narew und Bug. In wenigen Tagen schuf der Luftgau mitten im Feindesland die Voraussetzungen für den neuen schlagkräftigen Einsatz der Flieger. Die erkundeten Feldflugplätze wurden mit Nachschub aller Art und der

notwendigen Bodenorganisation ausgerüstet. Betriebsstoff, Bomben und Munition stapelten sich zwischen polnischen Bauernhäusern oder am Rande zerschossener Ortschaften. Ein umfassendes Nachrichtenetz wurde durch die Luftnachrichtentruppe erbaut und gegen Sabotage und Zerstörung gesichert. Der rasche Vorstoß der Armee und die Vorverlegung der Flieger verlangten teilweise eine Organisation des Nachschubs auf dem Luftwege. In kürzester Frist konnten so zahlreiche Kampfverbände, Sturzkampf- und Jagdverbände in das eben eroberte polnische Gebiet vorverlegt werden. Nun waren die Anflugwege kürzer, die Wetterlage leichter und rascher zu erkunden und die Möglichkeit häufigerer Angriffe für unsere Flieger gegeben.

Der Kampf zur völligen Zerstörung der rückwärtigen polnischen Verbindungen wurde sofort verschärft aufgenommen.

Mit welchem Satanismus die Polen damals den deutschen Vormarsch aufzuhalten versuchten, geht aus der Mitteilung hervor, die mir der Beobachter eines Kampfgeschwaders machte. Auf der Straße von Lublin nach Chelm hatten die Polen in Abständen von fünfzig bis hundert Metern Menschenmauern aus den Leichen Volksdeutscher errichtet. Mit eingeschlagenen Schädeln waren die Deutschen quer über die Straße geworfen, um unsere Panzer zum Halten zu bringen. Man wird

begreifen, mit welcher Erbitterung unsere Flieger nach solchen Erlebnissen zu ihren Tiefflügen starteten. Wo sich polnische Truppen zeigten, auf Straßen, in Ortschaften, auf Bahnhöfen, in Zügen, da begann ein Vernichtungskampf.

In diesen Tagen hatte ich Gelegenheit, Feindslüge mitzumachen, die uns tief in den Rücken des polnischen Gegners führten.

„Na“, fragte ich den Kommandeur einer Kampfgruppe schwerer Heinkel-Bomber, „was ist heute dran?“

„Heute regeln wir den Bahnverkehr in Polen“, sagte Major Dr. Bormann und rief seine Staffelf kapitäne zusammen.

„Sehen Sie erst mal, wo das liegt, meine Herren!“

Wir traten vor die Eisenbahnkarte Mitteleuropas und Osteuropas. Der Maßstab von 1:1 Million gab ein klares, übersichtliches Bild Polens und der angrenzenden Staaten.

„Hier“, erläuterte der Kommandeur, „hundertsechzig Kilometer östlich von Warschau, liegt ein wichtiger Bahnknotenpunkt, über den die polnischen Truppen-, Munitions- und Materialtransporte laufen, die für den Aufbau einer neuen polnischen Verteidigungslinie im Norden erforderlich sind. Hundertsechzig Kilometer östlich von Warschau; Sie sehen, das ist so weit wie

von Berlin bis zur ehemaligen polnischen Grenze und fast auf der Mitte zwischen Warschau und der russischen Grenze. Der Ort neben dem Bahnnotenpunkt heißt Czeremcha. Die Bahnkreuzung ist das Ziel unseres heutigen Angriffs, die Lahmlegung des militärischen Bahnbetriebes unsere Aufgabe.

Run, meine Herren, nehmen Sie die Zielfarten zur Hand. Sie erkennen darauf, wie die von Warschau aus Westen kommende Bahnlinie sich zunächst an die Bahnlinie Brest—Bialystok anlegt und ein Stück mit ihr parallel läuft. Dann macht die Warschauer Bahn eine Kurve nach Westen, um mittels eines Bahndamms an Höhe zu gewinnen, und überfährt die Bahnstrecke Brest—Bialystok mit einer Eisenbahnbrücke. Sodann läuft die Warschauer Bahn in Richtung Lida—Wilna zum Nordostzipfel Polens weiter. Sie sehen, daß die Stelle der Bahnüberführung der schwächste Punkt dieses ganzen Netzes ist. Gelingt es uns, hier unsere Bomben erfolgreich ins Ziel zu bringen, dann sperren wir die beiden Bahnen Warschau—Lida und Brest—Bialystok auf eine gewisse Zeit mit Erfolg.“

Der Gruppenkommandeur gab die Befehle, Anflughöhe, Zielhöhe, Kurs. Westlich Bialystok vorbei, um die polnische Flak zu meiden, Bombentwurf erst südlich der Narewlinie, die schon in deutschen Händen ist. Dann folgte ein weiterer Befehl von besonderer Bedeutung:

„Schießen ist verboten, außer auf feindliche Jäger! Sonst treffen wir dabei doch noch einmal ein paar unschuldige Frauen und Kinder im Hinterland. — Noch irgendwelche Fragen?“

Nein.

Die Staffelf kapitäne legten die Hand an den Mützenrand, klappten die Haken zusammen und traten ab. Die Kraftwagen rollten über das Feld. Dann knieten die Flugzeugführer und Beobachter der Staffeln im Grase nieder. Jeder blickte in die empfangenen Karten, nahm die Erläuterungen und Befehle seines Staffelf kapitäns entgegen und legte den Kurs fest.

Fast mit den gleichen Worten wiederholten die Staffelf kapitäne den ausdrücklichen Befehl des Kommandeurs: „Mit dem MG. darf nicht geschossen werden, auch nicht südlich der Rarewlinie, damit nicht unschuldige Frauen und Kinder getroffen werden.“

So waren diese Deutschen noch immer, noch nach einer Woche Krieg; in dem die andere Seite mit furchtbaren Verbrechen alle Gesetze einer anständigen Kriegsführung gebrochen hatte.

Wir begaben uns an unsere Maschinen.

Die Soldaten der Bodentruppe standen bereit. Ein Mann reichte mir die dicke Pelzkombi und die Pelzstiefel. Mir war so schon zum Schwitzen heiß in

meiner Uniform. Die Nachmittagssonne lastete drückend auf dem Flugplatz. Ich zog den Uniformrock aus, auch die Stiefel, kroch in die dicke Pelzkombination und zog die Fliegerstiefel, weiche, pelzgefütterte Lederstiefel, über die Füße. Dann war ich auch schon naß wie in der Badewanne. Der Schweiß brach aus allen Poren.

Ich bat den Soldaten, Uniformrock und Uniformstiefel mit in die Baracke zu nehmen und sie mir nach Rückkehr wiederzugeben.

„I wo“, sagte Kapitän von Szimonsty wohlmeinend, „nehmen Sie es schon lieber mit. — Falls wir unterwegs aussteigen müssen.“

Das war ganz ernsthaft und anständig gemeint. Das Aussteigen gehört nun mal mit zum Fliegen. Wenn man aus heiterem Himmel auf einen Marktplatz fällt, muß man natürlich seinen Rock und seine Schuhe dabei haben. Man kann doch nicht plötzlich irgendwo barfuß im Hemd vor den Leuten stehen! Ich nahm also meine Sachen unter den Arm und kroch in die Maschine. Da hing am Schwanzende säuberlich über einem Bügel bereits ein Uniformrock, und zwar der mit den Abzeichen des Kapitäns. Der dick im Pelz verummte Junter reichte mir freundlich einen zweiten Bügel herüber. Nun baumelte auch mein Rock im Schwanzende des Flugzeuges, und meine Langschäfter standen säuberlich darunter. Solange wir nicht gerade einen unfreiwil-

ligen Sturzflug machten, mußte dieser Kleiderschrank in Ordnung bleiben.

Ich kroch durch den engen Bombengang der HE 111 nach vorn in den gläsernen Bug, die sogenannte Vollsichtkanzel. Da lag auf dem Bauche ausgestreckt, im dicken Pelz unter dem Glasdach der Kanzel wie im Treibhaus schön durchwärmt, der Bombenschütze auf seinem Posten. Der Schweiß lief ihm in hellen Strömen über das Gesicht.

Vor uns startete die Stabskette des Kommandeurs. Drei Maschinen schwebten davon.

Staffelstart! Unsere neun Maschinen hoben sich gleichzeitig donnernd in die Lüfte. Hinter uns starteten die beiden nächsten Staffeln. Wir zogen eine Kurve zur Einordnung in den Gruppenverband. Die Maschinen unserer Hinterstaffel lagen einen Augenblick lang quer zu uns und sahen aus wie fliegende Bleistifte. Dann zogen wir zur Gruppe vereinigt über das friedliche ostpreußische Land dahin. Die zahlreichen Gewässer und Seen leuchteten blau herauf. Wiesen und Felder waren von der Sonne übergoldet. Bald hatten wir Kurs Süd-südost, in jenen silbergrauen Dunst hinein, in dem viele hundert Kilometer entfernt im Osten der Feind seine Truppenreserven aufs neue zu sammeln und nach vorn zu werfen begann. Jetzt schien die ganze Gruppe in der Luft stillzustehen, so ruhig und gleichmäßig flogen wir.

Ganz vorn sahen wir die winzig kleinen Punkte der Stabskette.

Nach einer Viertelstunde waren wir schon über dreitausend Meter hoch, bald hatten wir die Höhe von viertausend Metern erreicht und nahmen uns die Sauerstoffmaske vors Gesicht. Wir sahen nun wie Unterweltgespenster aus. Aber ein kühler Strom Sauerstoff strömte uns wie ein Glas frischen Quellwassers durch Nase und Hals in die Lungen. Wir hatten fünf Grad Kälte an Bord.

Links unten sahen wir Bialystok liegen, dessen Flakfeuern wir rechtzeitig auswichen. Ein paar Probewaffen gingen auf feindliche Truppenansammlungen unter uns hinunter.

Der Staffelf kapitän saß links von mir auf seinem Fallschirm. Er hielt den Steuerknüppel, dieses Wunder eines Lenkgerätes, wie spielend zwischen den Händen. Nur vorhin beim Start, als die schwere Last von mehr als tausend Kilo Bomben uns zu Boden drückte, hatte der Flugzeugführer schwer zu arbeiten gehabt, um die mit vollen Propellertouren über das Rollfeld rasende Maschine vom Boden wegzubringen. Jetzt aber genügte ein leiser Fingerdruck, und die Maschine führte die entsprechenden Bewegungen aus. Man hörte das Donnern der Motoren kaum, jedenfalls viel weniger als in unseren Zivilflugzeugen. Wir konnten uns bequem

unterhalten und machten eingehend davon Gebrauch. Was für eine wunderbare Sammlung von Instrumenten war da vor uns aufgehängt! Als Jungen haben wir alle zum erstenmal mit brennenden Augen neben dem Fahrer eines Kraftwagens vorn am Armaturenbrett gegessen und gefragt:

„Was ist das da?“

Der Kilometerzähler.

„Und das da?“ — So konnten wir endlos fragen. Und wie bescheiden war ein solches Autoarmaturenbrett doch im Grunde!

Hier in dieser wunderbar ruhig durch den leeren Raum schwebenden Glaskanzel waren die Armaturen und Instrumente von zwanzig Automobilen zusammen vor uns aufgebaut und zu einem sinnvollen Ganzen vereinigt. Ein Wunder deutschen Scharffsinns, ein Kunstwerk genialer Technik. Zwischen diesem Gewirr der Instrumente lag der Bombenschütze an seinem MG., ausgerüstet mit einem ganzen Paket von Munitionstrommeln, die jedem Angreifer Tod und Verderben entgegenspielen konnten. Eben sagte der Schütze: „Nun sind es zwanzig Kilometer bis zum Ziel.“

Mit dem Gefühl des immer noch an Landstraßen gewöhnten Autofahrers stelle ich in Gedanken fest: Na, also etwa eine Viertelstunde, und wurde natürlich von

dem Ereignis des Bombenabwurfs dadurch beinahe überrumpelt; denn eine Minute später kniete der Bombenschütze und schob sein Visier frei. Unsere Maschine machte eine mächtige Kurve und flog den Bahnübergang von Czeremcha an. „Links!“ sagte der Bombenschütze, „noch weiter links!“ Unser Kapitän zog die Maschine herum. „Jetzt Schuß!“ sagte der Schütze und löste seine Bomben aus. Dann zogen wir eine Kurve nach Westen, der Sonne entgegen, und blickten hinunter: Feuerdunst und Rauch über den Bahnanlagen.

Dort links sahen wir das auf unserer Karte eingezeichnete riesige Benzindepot in hellen Flammen brennen. Eine Maschine hatte anscheinend mit einer Bombenreihe die Gleisanlagen aufgerissen, eine andere direkt den Bahnübergang getroffen und damit die beiden sich kreuzenden Bahnstrecken zerstört. Jetzt suchten wir unsere Siebensachen wieder zusammen, und eine Minute später begann eine langdauernde, lebhafteste Unterhaltung an Bord. Wir suchten die anderen Ketten unserer Staffel, wir suchten die anderen Staffeln unserer Gruppe, die vor und nach uns flogen.

Sind wir alle noch beisammen? Hat das Flakfeuer, das die Maschinen vor uns und hinter uns einhüllte, uns selber aber verschonte, Verluste zur Folge gehabt? Wir sehen eine Kette vor uns, der Sonne zustrebend.

Werden das unsere Kameraden von der . . . ten Staffel sein? Und das da drüben, ist das die Stabskette, die zuerst warf? Endlich können wir wieder dichter aufschließen. Wir haben uns gefunden. Alle scheinen heil beisammen zu sein. Im Abenddunst landen wir. Die Flugzeugführer melden ihre Ergebnisse, der Kommandeur gibt die Meldung weiter.

Es ist dunkel geworden.

Wir gehen zusammen zum Kraftwagen hinüber. Nur schmale Lichtschlitze vor den abgedunkelten Standlichtern zeigen die Stelle, wo uns der Wagen auf dem weiten Rollfeld erwartet. Ich verabschiede mich vom Gruppentkommandeur.

„Eigentlich“, sagt er, „eigentlich ist es doch fürchterlich, daß man das alles kaputttschmeißen muß. Wir kämpfen gern und freudig: aber der Aufbau ist doch etwas Schöneres!“

Mein übernächster Bombenflug führte doppelt so weit in das Innere Polens hinein, bis hart an die russische Grenze. Schlagt die Karte am Schluß des Buches auf! Von Berlin bis Warschau sind es fünfhundert Kilometer. Geht in derselben Richtung nach Osten noch einmal fast genau so weit: dann seid ihr rund tausend Kilometer ostwärts. Dort liegt dicht vor der russischen Grenze der letzte polnische Eisenbahnknotenpunkt Luniniec. Über Luniniec läuft die Bahn

von Warschau nach Osten; über Luniniec aber geht auch die Bahn von Lemberg und Tarnopol im Süden Polens nach Baranowicze und Wilna hoch im Norden, der von den Polen geraubten Hauptstadt Litauens. Der nächste größere Bahnknotenpunkt liegt erst wieder nahe bei Warschau; es ist Brest. Das kleine Städtchen hinter den ungeheuren Pripetsümpfen hat also eine hohe strategische Bedeutung: Wenn polnische Armeen möglichst gedeckt vom Norden nach dem Süden transportiert werden sollen, von Baranowicze nach Lemberg und umgekehrt, dann müssen sie die Bahn über Luniniec parallel zur russischen Grenze benutzen.

Nun wollen wir das Kreuz von Luniniec sprengen, die Bahnlinie, die nach Norden führt, die Bahnlinie, die gen Westen nach Warschau verläuft, und die Bahn nach Süden, nach Lemberg. Die Sprengung soll nicht in der Stadt erfolgen, um unnötige Verluste der Bevölkerung zu vermeiden. Weit draußen, wo sich die Bahn durch die endlosen Sümpfe zieht, da wollen wir unsere Bomben werfen. Nebenbei: Dort ist auch die Wiederherstellung technisch viel schwieriger. Die menschlichen und die militärischen Gesichtspunkte lassen sich also hier, wie so oft bei Vernunft und einigem gutem Willen, auf einen gemeinsamen Nenner bringen!

Weiter nach Osten kann der flüchtende Pole dann nicht mehr ausweichen.

Hinter der Stabskette brausen unsere siebenundzwanzig schweren deutschen Luftriesen durch die wolkengefüllte, diesige Luft. Ich fliege in der Führermaschine der...ten Staffel mit Hauptmann Allolio. Kapitän Allolio ist ein Bombenschütze, wie ihn sich Hermann wünscht. Er fliegt seine Maschine nicht selber, obwohl er natürlich jahrelang erprobter alter Flieger ist. An seinem Steuerknüppel sitzt ein junger Leutnant. Der Kapitän aber hockt wie ein Panther vor dem Sprung in der Schützenkanzel. So führt und dirigiert er seine Maschine und mit ihr die Staffel, diese neun schweren Bomber, die unter seinem Befehl stehen.

Wir fliegen schon eine endlose Zeit. Es ist unverständlich, wie ein Mensch so lange unbeweglich zusammengekauert knien kann. Aber wenn die Staffel durch die Luft rast, dann vergißt ihr Führer sich selbst, dann ist er vom Ziel besessen, dann erfüllt ihn eine kalte, gespannte Ruhe. Er spricht kein überflüssiges Wort mehr, er hat kein Auge für die bunte Seenlandschaft da unten und die Schönheit der weißen Wolkengebirge um uns. Sein Blick ist nach vorn unten gerichtet, auf Straßenkreuzungen, Städte, Eisenbahnknotenpunkte und Stromlinien, die ihn zu seinem Ziel führen. Und heute hat der Kapitän Allolio einen langen Sprung zum Ziel zu tun. Bis über die Pripetz Sümpfe an die russische Grenze!

Ich sitze in Gesellschaft ganz „schwerer Jungen“:

Sinter mir stauen sie sich in den Bombenschächten, die riesigen Zweihundertfünfzig-Kilo-Bomben, die wie Zweiundvierzig-Zentimeter-Granaten aussehen. Sie schlagen schon ganz gewaltige Sprengtrichter. Obgleich unser Flug so endlos weit in den Osten führt und es wenig unter uns zu sehen gab, ist die Zeit doch rascher vergangen, als wir glaubten. Die Maschine beginnt zu sinken. Wir durchstoßen die dunstige Wolkendecke nach unten. Das Ziel wird sichtbar, die Bahnlinie von Lemberg über Luniniec nach Wilna.

Da schießt Hauptmann Molio seine Riesenbrocken in die Tiefe. Ich blicke rückwärts in die Bombenschächte. Die „schweren Jungen“ rutschen hinaus. Dann überschlagen sie sich und zischen, von der Stabilisierung gesteuert, mit der Spitze nach unten in die Tiefe. Durch die freigewordenen Schächte sieht man deutlich auf die Bahnlinie. Wir machen eine Kurve, fliegen zurück und erkennen die Wirkung der Einschläge. Der offenbar aus Sand geschüttete Bahndamm ist an einer Stelle wie weggeblasen, die Schienen hängen verbogen in der Luft.

Unsere anderen Staffeln haben inzwischen die Ziele nordwärts und ostwärts Luniniec angegangen. Hauptmann Kramer hat sich in acht genommen, nichts von den Häusern links und rechts der Bahnstrecke zu treffen. Der Vohn seines sorgfältigen Zielens ist dann auch eine ganze Bombenreihe, die mit dreißig Meter Abstand auf

dem Bahndamm sitzt. Auch im Norden ist das Ergebnis des Bombenabwurfes gut.

Wir drehen ab, um uns die Bahnlinie in Richtung Baranowicze anzusehen — für das nächstemal. Dann schrauben wir uns wieder auf fünftausend Meter hoch. Es ist verflucht kalt, und man kann ganz anständige Frostbeulen dabei kriegen. Endlos lang erscheint uns der Rückflug; denn weit über tausend Kilometer haben unsere schweren Bomber bei diesem Feindflug zurückzulegen. Aber sie können es spielend. Und da es in Polen bald nichts mehr für uns zu tun gibt, können sich die Herren Engländer das beizeiten ins Stammbuch schreiben lassen.

Ein paar Tage später startete eine andere Kampfgruppe in das Operationsgebiet südlich Luniniec. Der kleine rückwärtige Ort begann zum Brennpunkt der Luftkämpfe im Rücken des Gegners zu werden.

Die zwischen Brest und Warschau liegenden Bahnen waren bereits in Händen unserer Infanterie und Panzertruppen. So verlagerten sich die Luftangriffe mehr und mehr in den äußersten Osten und Südosten Polens. Der erneute Angriff auf Luniniec führte zu einer Reihe von Zwischenfällen, über die ich kurz berichten will.

Einer meiner Kameraden, der Junker Bock, flog mit der Maschine „Tera Vento“. Die zwei italienischen

Worte bedeuten „Windige Sache“. Und eine windige Sache wurde dieser Tiefangriff. In fünfzig Meter Höhe über den Feind dahinbrausend, erhielt die Maschine plötzlich einen schweren Schlag. Dann lief das Wasser aus dem linken Motor aus, und der Flugzeugführer mußte das Gas wegnehmen, wenn er einen Motorbrand verhüten wollte. Nun hing die Maschine nur noch an einem Motor und wurde stark schwanzlastig. Sie begann nach hinten abzusinken. Alle Mann der Besatzung kamen nach vorn in die Vollsichtkanzel und den Bombenschacht. Der Bombenschütze löste seine sämtlichen Bomben, um die Maschine zu erleichtern. Der Flugzeugführer drehte auf Heimatkurs und versuchte, in die Höhe zu kommen. Aber es war nicht möglich, mehr als zweihundert Meter Höhe zu gewinnen.

So kroch die Maschine dicht über dem Feind mit einer Geschwindigkeit von nur hundertsechzig Kilometer dahin. Ihr baldiger Abschluß war mit Sicherheit vor auszusehen. Die Führermaschine der Kette übernahm den Schutz des kranken Gefährten. Sie umkreiste ihn, spähte nach feindlichen Stellungen und griff sie im Tiefflug an, sobald sich der kranke Kamerad näherte. So wurden die Polen in ihre Deckung gedrückt, und die „Windige Sache“ kam einmal mehr mit dem blauen Auge davon. Endlich erschien es aussichtslos, noch irgendwie an Höhe oder Geschwindigkeit zu gewinnen

und die Maschine sicher nach Ostpreußen zurückzubringen. Über den vorderen polnischen Stellungen war der Abschluß des kranken Bombers wahrscheinlich. Ob nun Abschluß oder Notlandung, in keinem Fall wollten sich die Flieger den polnischen Folterknechten und Gendarmen lebend ausliefern.

So entschloß sich Oberleutnant Matthäus, den Kurs zu wenden und mit der Maschine ostwärts zu fliegen. Dort bestand die Aussicht, die russische Grenze zu erreichen und in Rußland zu notlanden. Der treue Kottener Kamerad blieb weiter unentwegt an der Seite der kranken Maschine und begleitete sie bis zur russischen Grenze. Dann zog der Nachbar noch eine Kurve, pendelte einen letzten Gruß mit den Flügelspitzen und brauste nach Nordwesten zurück. Nach schwerem Flug und Abwurf alles nur denkbaren Ballastes gelang die Notlandung der Deutschen in der Nähe russischer Kasernen. Durch dauernden Abschluß von Leuchtkugeln hatten die schräg in der Luft hängenden Flieger die russischen Soldaten von der Absicht ihrer friedlichen Landung in Kenntnis gesetzt.

Die fünf Männer der Besatzung wurden zunächst interniert und durch die G.P.U. vernommen, dann, als die Ursache der Landung geklärt war, als Gäste der russischen Regierung auf das herzlichste aufgenommen und gastfreundlich bewirtet. Sie sahen Kiew und Moskau

und durften schließlich zwei Wochen später mit ihrer wieder instandgesetzten Maschine nach Deutschland zurückfliegen.

Auf dem Flughafen in Neufahrn vermißte man nach dem Angriff nicht nur diese in Rußland notgelandete Maschine „Tera Vento“, sondern auch das Flugzeug des Gruppenkommandeurs, Oberstleutnants von Graumnitz. Alle Einsatzhäfen, alle Feldflugplätze wurden der Reihe nach antelephoniert, um die Führermaschine und den Kommandeur ausfindig zu machen. Aber an keiner Stelle war er zurückgekehrt. Die Flieger hielten es für ausgeschlossen, daß ihr schneidiger und tollkühner Chef ein Opfer der Polen geworden sein sollte: Sie begannen, ihn zu suchen: Sie flogen in Polen von Hafen zu Hafen, von Stadt zu Stadt, fragten bei allen deutschen Truppenverbänden herum und hatten endlich nach drei Tagen ihren Chef wiedergefunden.

Auch die Maschine des Gruppenkommandeurs war schwer beschossen und vielfach getroffen worden. Graumnitz erkannte als alter Flieger, daß er den letzten Rahn nicht mehr zurückbrachte. Auch er stand vor der Frage, wie er den polnischen Hyänen entgehen könnte und, wenn möglich, seine Maschine bis in die deutschen Linien zurückbrachte. Er entschloß sich, die Flugrichtung nach Brest-Litowsk zu wählen.

Dem kühnen Flieger war das Soldatenglück hold:

Bei Brest-Litowsk entdeckte er auf der Erde eine weit vorgestoßene deutsche Panzerabteilung. Der Kommandeur umkreiste die Abteilung, setzte auf die Erde auf und war nun im Schutze und in der Kameradschaft deutscher Panzersoldaten. Allerdings hatte die Abteilung keine Verbindung mehr nach hinten, und das Kampfgeschwader suchte seinen Gruppenkommandeur drei Tage lang vergeblich auf allen Flughäfen Ostpreußens und Polens. Unbeschreiblich die Freude, mit der die Flieger von Neuführen ihren tapferen Chef endlich aus den Händen der Panzerleute zurück erhielten.

Deutsche Flieger hatten Gelegenheit, die Kameradschaft und den Schutz zu vergelten, den einer der ihren bei der Panzerabteilung von Brest-Litowsk gefunden hatte.

Der rasche, schneidige Vorstoß in die weiten, weglosen Steppen und Wälder Ostpolens führte natürlich mitunter zu Schwierigkeiten des Verbindungswesens, des Nachschubs, der Verpflegung, der Treibstoff- und Munitionsversorgung.

Eine Panzerabteilung drang nun weit nach Osten vor, fiel den Feind immer und immer wieder an, schnitt ihm seine Fluchtwege ab, stoppte die Flucht oder brachte seine Verteidigung durch überraschende Stöße in Flanken und Rücken zum Weichen. Die Panzer stießen blüh-

schnell zu, streuten ihre tödliche Saat, trugen Verwirrung in die feindlichen Kolonnen, bahnten der eigenen Infanterie den Weg und verschwanden wieder. Bei einem dieser Gefechte drang die Abteilung so weit vor, daß sie jede Fühlung mit deutschen Truppenverbänden verlor. Sie hatte sich tollkühn in die Mitte polnischer Truppenverbände begeben und befand sich in heftigem Gefecht.

Da meldeten zwei Panzerführer dem Kommandeur der Abteilung, daß ihr Munitionsvorrat zu Ende sei. In der Hitze des Gefechtes hatte der Chef seine Augen beim Feind gehabt, nicht bei den Munitionskästen. Nun stellte er durch Umfrage bei seinen Panzern fest, daß sie fast alle soeben ihre letzte Munition verschossen und die Truppe keine Vorräte mehr besaß. Auch der Treibstoff war zu Ende. Die Abteilung saß fest, hatte keine Möglichkeit, bis zu den deutschen Linien zurückzukommen, und keine genügende Munition, um sich auf längere Zeit zu verteidigen.

Der Kommandeur befahl, das Feuer einzustellen.

So behielten die Panzerleute ein paar letzte Schüsse in Reserve, um den Polen, sobald er ihnen unmittelbar auf den Leib zu rücken drohte, abzuwehren. Die polnischen Truppen bemerkten, daß die kühnen Panzer sich verschossen hatten und auch offenbar kein Benzin

mehr besaßen. Sie gingen in dichten Rudeln gegen die Abteilung vor.

Der Kommandeur befahl die hinhaltende Verteidigung mit sparsamem Feuer.

Ein zielsicherer Schuß in eine allzudreißt vorstürmende Polengruppe bewies dem Gegner, daß die schnellen Schlachtwölfe zwar gelähmt waren, aber noch Klauen und Zähne zum Zuschlagen hatten. Der Abteilungsführer funkte einen Spruch in den Äther hinaus. Ich habe das Spruchformular nicht gesehen und den Spruch im Äther nicht gehört. Aber was da mit Punkten und Strichen durch die Luft gezirpt wurde, das muß wohl heißen haben:

Bin ohne Munition und Treibstoff. Vernichte meine Panzerabteilung in einer Stunde durch Sprengstoff und Feuer, wenn bis dahin keine deutsche Hilfe kommt.

Der Funktspruch wurde vom Hörer der Funkstation in Kraßne aufgefangen. Dort lag eine Gruppe der deutschen Sturzkampfbomber unter ihrem Kommandeur Hauptmann Hinkelbein. Auf dem feldmäßigen Einsatzhafen, einem abgeernteten polnischen Kornacker, standen die bössartig gedrunghenen Sturzbomber auf ihren kurzen Klauensfüßen.

Elektrofarren surrten über den Acker. Von riesigen

Lastwagen schmissen zehn Soldaten polternd eine Kiste, so groß wie vier Särge, herunter. Sie gingen mit dem Ding um, als sei Baumwolle oder Papier darin. Kopfüber fiel die Riesenkiste vom Lastwagen in den Sand. Dann schlugen sie das Holz auseinander, schmissen eine armstarke Eisenkette über den Leib des grauen Körpers, der darunter hervorkam, hängten die Kette an den Ziehaken des Elektrofarrns und schurrtten mit dem Karren über Stoppeln und Rinnen, über Steine und Feldbahnschienen ab, als zögen sie fröhlich wie Kinder einen Schlitten durch Winterschnee.

Es war aber eine Fünfhundert-Kilo-Bombe.

Wenn die Maschine noch nicht fertig war, für die dieses Zehn-Zentner-Ei bestimmt war, dann blieben sie in gemessenem Abstand davor stehen. Denn beim Tanzen der Maschine darf man bekanntlich nicht rauchen. Dafür setzten sie sich auf das graue Riesenei, und wenn eine Arbeitspause kam, steckten sie sich ihre Zigarette an.

Mitten in dies Idyll friedlicher Kriegsbetätigung plakte der Funkspruch der Panzer in Not. Es gab einigen Aufruhr auf dem Flughafen; vom Funker bis zum Kommandeur sahen alle sofort, daß man hier keinen Instanzen- und Befehlsweg einhalten konnte. Hier mußte geholfen werden, sonst waren die tapferen

Panzerleute den Messern der Polen ausgeliefert. Kurz entschlossen sagte der Gruppenkommandeur:

Der gegebene Befehl zum Bombenabwurf über dem Ziel X wird nicht durchgeführt. Fliegt los und helft den Panzern.

So schnell hatten die Bodentwarte noch nie fertig gemacht, die Bombenträger ihre Bomben noch nie unter den Stukas befestigt. Es ging so eilig, daß nur die drei Staffelf kapitäne wußten, wohin man überhaupt flog. Auf und los! Dreißig Maschinen erhoben sich und brausten nach Süden. Eine knappe Stunde später fanden sie den Standort der deutschen Panzer und erkundeten niedrig fliegend die Lage. Die kleine Abteilung auf dem Boden hatte sich eng wie ein Landsknechtzigel zusammengeschoben. Ihre Waffen starrten nach außen. Um sie herum war in gebührendem Abstand ein dichter polnischer Heerhaufen versammelt, den sich die Panzer mit sparsamen Einzelschüssen vom Leibe hielten.

Das Erscheinen der Sturzkampfbomber änderte die Lage von Grund auf. Der Respekt vor den deutschen Fliegern saß den Polen seit dem ersten Kriegstag in der Høse. Sie liefen, was sie konnten, und räumten augenblicklich das freie Feld, um in den Wäldern Deckung zu nehmen. Die Flieger zogen ihre Maschinen hoch, kreisten in Sturzhöhe über den Waldstücken, in welchen die Polen steckten, neigten sich zum Sturzflug

mit ausgefahrenen Sturzbremfen über die Flügelspitze und sausten mit siebenhundertfünfzig Kilometer Stundengeschwindigkeit wie Habichte auf die Waldflecken hinunter. Zweihundert, dreihundert Meter darüber lösten sie ihre schwere Bombenlast. Dann zuckten unten die Stichflammen weiß und gelb auf. Menschen, Gerät und Waffen flogen zur Seite. Die Waldbäume knickten in zweihundert Meter Umkreis wie Streichhölzer um und segten alles zusammen, was zwischen ihnen stand. Dann war eine Dichtung da, auf der eine gewaltige schwarze Explosionswolke stand, und nachdem das Brüllen der Explosion in den Ohren nicht mehr nachklang und das Nachlassen des irrsinnigen Luftdrucks wieder Zeit zum Atmen und Denken ließ, klangen die Schmerzensrufe und das Stöhnen der Verwundeten über die stille Waldlichtung.

Dann stürzte mit Fauchen und Brummen die nächste Stuka aus Wolkenhöhe blitzschnell in die Tiefe und schoß ihre Bombe in den nächsten polnischen Heerhaufen. So schütteten sie ihre, für schwerste Ziele bestimmte Fracht auf die Heerhaufen im freien Feld und in den färglichen Waldflecken aus und hielten damit den Panzern die Feinde vom Leibe.

Als die Sturzbomber ihre Saat ausgesät hatten, war auch schon eine andere Gruppe von Fliegern in der Luft. Auch sie hatte den Hilferuf gehört. Es waren

Infanterieflieger; die sausten im Tiefflug herunter und mähten die Polen mit ihren Maschinengewehren wie Garben zu Boden. Schließlich trafen Lufttransporte in den Ju 52 mit Munition und Treibstoff ein. Die Panzer tankten, saßten Munition und setzten den flüchtenden Polen bald aufs neue nach. Ihr tollkühner Vorstoß demoralisierte im Verein mit der Wucht der Fliegerangriffe die polnische Armee dieses Bezirks vollständig.

Am 14. September, zwei Wochen nach Kriegsbeginn, hatten die deutschen Truppen folgendes erreicht:

Gotenhafen war in unserer Hand. Um Gela, die zweite Seefestung in der Danziger Bucht, wurde noch gekämpft. Die Reste der ehemaligen Korridorarmee und der bei Posen aufgestellten stärksten polnischen Armee waren bei Kutno vollständig eingekesselt. Die im Norden von Warschau liegende Festung Modlin war von drei Seiten umschlossen, aber noch mit Warschau verbunden. Um Warschau herum bildete sich allmählich der Einschließungsring. Die deutsche Heeresgruppe Nord hatte Bialystok erreicht, die Straße Warschau—Brest-Litowsk nach Süden überschritten und ihre Panzertruppen bis nach Brest-Litowsk vorgeworfen. Die deutsche Heeresgruppe Süd hatte Weichsel und San überschritten, die Festung Przemyśl bereits eingeschlossen, die Festung Lemberg erreicht, die Straße Lemberg—Lublin—

Warschau überschritten und war im Begriff, mit Panzerverbänden in Richtung auf den Bug und Brest-Litowsk vorzustößen, um der Nordgruppe im Rücken des Gegners die Hand zu reichen.

An diesem Tage besuchte ich an der Straße von Pultusk nach Ciechanow das Heldengrab meines Kameraden Thiel. Ein Holzkreuz mit seinem Stahlhelm bezeichnete die Stelle neben dem polnischen Drahtverhau. Arbeitsdienstmänner und vorüberkommende Infanteristen hatten das Grab in ein Beet blühender Herbstblumen verwandelt. Hier ruhest du nun, mein tapferer Kamerad Thiel, und, so Gott will, auch hinfür in deutscher Erde, der du mit deinem Blut die Weihe gegeben hast. —

Da die Straße von Byssow nach Warschau noch zum Teil in polnischen Händen war, mußte ich weit nach Norden ausbiegen und fuhr über Makow nach Rozan und Nowogrod.

Auf dieser Straße und in den anliegenden Ortschaften hatten alle Schrecken des Krieges gewütet. Haus für Haus war von den Polen mütend verteidigt worden, Haus für Haus mußte durch unsere Infanteristen in hartem Kampf erobert werden. Oft legten die Polen Feuer in die Holzhäuser, bevor sie rückwärts durch Türen und Fenster flohen. So wollten sie verhindern, daß aus dem eben aufgegebenen polnischen

Stützpunkt ein deutscher wurde. Ganze Ortschaften brannten auf diese Weise vollständig nieder.

Die elenden polnischen Katen mit den geflickten Strohdächern, mit den durch Moos verstopften Balkenrißen brannten wie Zunder ab. Oft war schon ein, zwei Stunden später nichts mehr vom Haus zu sehen als die zehn Zentimeter über den kahlen Boden ragende Grundmauer und die Feueresse, die meist in der Mitte stand und aus Backsteinen aufgemauert war. Nun starrete sie wie ein Finger, erhoben zur Anklage der Kriegstreiber in London, aus rauchendem Schutt in den blassen Himmel. So war aus dem blühenden Nowogrod ein Wald kahler Essen geworden. So war Rozan nur noch ein Gewirr geschwärzter Schlote.

Verhärmte Menschen krochen in Viehställen herum, streckten auf der Straße bittend die Hand nach Brot aus und verfluchten ihre Regierung, die mit Saß und Paß, mit Gold und Weibern über die Grenze nach Rumänien geflüchtet war.

Der Anblick dieser Stätten der Verwüstung erschütterte mich tief: Welches Elend, welches unnennbare Grauen wäre über Deutschland gekommen, wenn diese Horden, die brutal ihre eigenen Siedlungen niederbrannten, nach Ostpreußen und Pommern, nach Schlesien und Brandenburg eingefallen wären! Kein Stein stand dann noch auf dem andern.

Mich erfaßte eine tiefe Dankbarkeit gegen den Führer, eine ganz persönliche, rein menschliche Dankbarkeit. Ich empfand genau das, was die Hunderttausende marschierender deutscher Infanteristen vor diesen Trümmerstätten fühlten: Wie gut, daß wir hier marschierten und den Krieg auf feindlichem Boden austrugen, während daheim Frauen und Kinder in wohlbehüteten Häusern — zwar eingeschränkt und unter Entbehrungen und Opfern, aber doch unverfehrt an Leib und Gut — lebten.

Eine Polin in Rozan erzählte mir, daß ihr Gehöft nicht im Kampf niederbrannte. Polnische Soldaten räumten den Bauernhof mit Gewalt, jagten den Mann, den Knecht, die Frau und die Kinder mit Stockhieben rückwärts und „evakuierten“ auf diese Weise das Kampfgebiet von der Zivilbevölkerung. Kaum fünfhundert Meter waren die Unglücklichen so nach Süden getrieben worden, als sie, sich umwendend, etwas Unfaßliches erblickten. Ihre weit über die Felder zerstreuten Hütten, Scheunen und Häuser loderten in hellem Flammenschein auf. Es war gar kein Kampf, es war gar kein deutscher Soldat in Sicht, aber die Polen gönnten den unermüdlich nachstoßenden deutschen Truppen nicht einmal das Dach über dem Kopf, das ihnen die bescheidene verlaute Panzehütte gewährt hätte.

So verheerten sie ihr eigenes Land wie die Hunnen Attilas. Mit Schrecken dachte ich daran, daß die Polen allein in Ost- und Westpreußen nach dem durch Verrat errungenen Erfolg über den Deutschen Orden sechzehntausend deutsche Bauerndörfer niedergebrannt und ihre Einwohner erschlagen hatten. Angesichts solcher Zerstörungswut mußte man hart werden im Kampf gegen den Gegner und unerbittlich in der Verfolgung des Geschlagenen.

Manchmal war zwischen all den niedergebrannten Häusern ein einzelnes stehengeblieben. Ja, in ganz Mafow war zum Beispiel kaum ein Haus eingäschert. Grund: Jüdisches Eigentum. Mafow war eine durchweg jüdische Domäne, in deren schmutzigen Straßen man Typen sah, gegen die die Karikaturen im „Stürmer“ wie Abbildungen aus einem Pariser Schönheitsalon wirken. Von der abscheulichen Häßlichkeit dieser ostjüdischen Rasse macht sich kein Deutscher in der Mitte und im Westen des Reiches ein Bild. Wir hatten bisher wohl überhaupt nicht das richtige Bild von dem jüdischen Einfluß in Polen. Hier sahen wir ihn, in den stehengebliebenen Häusern der Juden inmitten verwüsteter Ortschaften.

Aber wir sahen auch die unermüdliche Geduld, mit der der polnische Bauer Schicksalsschläge erträgt. Oft qualmten noch die Mauerreste, da kam der Bauer

schon wieder, nachdem er seinen polnischen Häschern entsprungen war, und stahl die Balken der gesprengten Holzbrücken oder schlug Holz im Walde und begann auf den brandigen Grundmauern sein neues primitives Holzhaus für den Winter zu bauen.

Auf der Straße von Makow nach Rozan waren die polnischen Truppen in wilder Flucht zurückgegangen. Infanterie, Kavallerie, Geschütze und Fuhrwerke waren in vierfacher, sechsfacher und zehnfacher Reihe nebeneinander auf der Straße und seitwärts auf den Feldern nach Osten davongejagt. Die nachstoßenden Schnellen Truppen der Heeresgruppe Nord hatten den Rückzug nirgends zum Stehen kommen lassen. Unsere Jagdflieger und Zerstörer flogen von oben rollende Angriffe über den flüchtenden Kolonnen und mähten sie mit Maschinengewehren nieder, wo irgendwie der Versuch zur erneuten Verteidigung gemacht wurde.

Nun war die Straße übersät mit den Spuren der eiligsten Flucht. Tote lagen am Wege. Pferde waren sich überschlagend zusammengebrochen und spreizten die Beine starr in die Luft. Geschütze standen verlassen. Oft war noch der letzte Schuß im Rohr, aber den Kanonier hatte die Panik gefaßt, als der deutsche Kampfflieger niederstieß oder ein Panzer feuernd gegen die Geschützstellung vorging.

Die ganze Straße war mit Waffen, Munition und

Ausrüstungsstücken überfät. Von Nowogrod aus fuhr ich nach Lomscha, von dort südwärts nach Ostrow. Auf meiner Karte war dafür der unaussprechliche Name Ostrowo—Maczowiecka eingetragen. Zum erstenmal fuhren wir eine wirklich brauchbare Autostraße. Es war die Chaussee nach Warschau, eine modern aus-gebaute Militärstraße zur Versorgung der Front von Lomscha mit Munition, Nachschub und Verstärkungen aller Art.

Ich hatte diesen Weg nach der Karte gewählt und bei dem gewaltigen Betrieb durch Lomscha marschieren-der deutscher Kolonnen keine Zeit gefunden, mich eingehend über den Weg zu erkundigen. Wir brausten eine gute halbe oder ganze Stunde im Achtzig-Kilometer-Tempo nach Süden und waren nur erstaunt, keine Spur von deutschen Truppen zu finden. Es war mittlerweile dunkel geworden und nach 8 Uhr abends. Wir mußten nach unserer Berechnung zehn bis fünf-zehn Kilometer vor Ostrow sein.

Da war auf einmal die Straße aufgerissen, der Straßendamm fiel vier Meter tief ab in eine Niederung, und dort floß ein kleiner Fluß. Wir konnten nicht weiter. Es gab auch keine Möglichkeit zur Um-gehung. Wir versuchten es in tiefer Dunkelheit noch einmal weiter links durch unbefestete Dörfer über polnische Sandwege und drehten schließlich um. Zurück

nach Zomscha, von dort nach Osten weiter bis Zambrow und dann auf diesem Umweg nach Ostrow.

So kamen wir glücklich gegen Mitternacht an und waren heilsfroh, daß wir bei der Aufklärungsgruppe des Kampfgeschwaders Tannenberg durch Major Senke gastfreundlich aufgenommen wurden.

Die Gruppe hatte sich nördlich von Ostrow auf einem Kornfeld einen behelfsmäßigen Flughafen eingerichtet und in den Kasernen der polnischen Militärakademie von Ostrow Quartier genommen. Als das polnische Militär die Stadt räumen mußte, drang der jüdische Pöbel in die Kasernen, das Offiziersheim und die abseits gelegenen Offiziershäuser ein und verwüstete sie restlos. Die jüdischen Banditen schlugen alle Fensterscheiben ein, raubten die Wäsche, stahlen sämtliche Wertgegenstände, transportierten brauchbare Möbel ab und ließen die ausgeplünderten Räume in einem unbeschreiblichen Gemisch von Trümmern, Schmutz und Kot zurück.

Hierkehrten nun deutsche Landser mit eisernem Besen aus und suchten notdürftig ein Quartier zu schaffen. Mit Anstrengung war es der Gruppe am 14. September abends gelungen, das Quartier einigermaßen menschenwürdig herzurichten. Ich erhielt durch meinen freundlichen Gastgeber das „Kameradschaftszimmer“, in dem eine breite blaue Couch stand, als

Schlafraum für eine Nacht zugewiesen und schlief dort wunderbar und läusefrei. Am 15. September morgens fuhr ich von Ostrow über die von den Pionieren erbaute Narew-Brücke nach Lochow.

Dort hatten unsere Fliegerangriffe das fünfgleisige Bahnnetz der Strecke Warschau—Bialystok vollständig vernichtet. Nördlich des Bahnhofs hatte eine Fünfhundert-Kilo-Bombe die Mitte des Dammes getroffen. Ein hausgroßer Trichter, fünf bis sieben Meter tief, bezeichnete die Stelle. Auf seinem Grunde sammelte sich das Wasser. Die Eisenbahnschienen waren auf eine Länge von zwanzig Meter links und rechts der Aufschlagstelle zerrissen und spielend wie Blumendraht zehn Meter nach links und zehn Meter nach rechts auseinandergebogen und in die Luft gewirbelt. Der rechts auf einem Nebengleis stehende Güterzug, der mit Koks beladen war, war von den Schienen gehoben und beiseite gekippt worden.

Auf dem Südgleis des Bahnhofs Lochow stand ein Truppentransportzug. Er war mit Fünfundzwanzig-Kilo-Bomben angegriffen worden.

Die erste Fünfundzwanzig-Kilo-Bombe fiel genau in die Mitte des Gleises, aber hinter den Zug. Sie machte einen niedlichen kleinen Trichter, so groß, daß man einen Kaffeehaustisch hineinstellen konnte, und schnitt fast wie mit einer Stahlsäge die linke und rechte Schiene

zwanzig Zentimeter lang auseinander, so daß sie nicht mehr fahrbar war.

Die nächste Fünfszig-Kilo-Bombe hatte zwanzig Meter weit dicht neben dem Zug geessen, sämtliche Fensterscheiben zerschlagen und die Abteile demoliert.

Die dritte Bombe fiel nochmals zwanzig Meter weiter genau auf die Mitte eines Wagens. Sie durchschlug den Wagen, stürzte auf die Schiene, machte im Schotter ihren kaffeeischgroßen Trichter, sägte die Eisenbahnschienen säuberlich auseinander, hob den Wagen hoch und setzte ihn einen halben Meter seitwärts der Gleise wieder hinunter. Was ihm nicht gut bekam, wie der Augenschein lehrte.

Die vierte Fünfszig-Kilo-Bombe fiel wieder zwanzig Meter weiter auf denselben Truppentransportzug, explodierte im Wagen, zertrümmerte die Seitenwände dieses und eines Nachbarnwagens vollständig und jagte das Dach in die Höhe. In dem hochgeschleuderten und an einer Ecke noch durch das Wagengestell gehaltenen Dach sah man noch deutlich das etwa handspannengroße Durchschlagloch der Bombe.

Dann griffen Sturzkampfbomber die drei nördlichen Gleise auf Bahnhof Lochow an.

Eine Fünfhundert-Kilo-Bombe fiel dicht neben das Nordgleis, warf einen hausgroßen Sandtrichter auf und verbog die Gleise.

Die nächste Fünfhundert-Kilo-Bombe fiel zwischen Gleis II und III. Auf Gleis III fuhr ein polnischer Panzerzug in nördlicher Richtung. Der Panzerzug bestand aus einer tarnfarben gestrichenen, vollständig gepanzerten Lokomotive mit Tender. Vor dem Tender, der in Fahrtrichtung zeigte, fuhr ein schwerer Panzerwagen mit zwei Geschütztürmen. Die Türme waren drehbar, die Geschütze schwenkbar. Das Kaliber war wenigstens faustgroß, lag also zwischen 7,5 cm und 10 cm.

Hinter der Lokomotive befand sich ein völlig gepanzerter Funksendewagen mit kompletter Maschinenanlage und vier in die Panzerschlitze eingebauten Maschinengewehren. Hinter diesem Wagen fuhr wieder ein schwerer Panzerturmwagen mit zwei Geschütztürmen. Vor und hinter dem Panzerzug befanden sich normale Güterwagen mit Eisenbahnschienen, Schweißapparaten, Bahnschwellen und Werkzeugen, getarnt mit Birkenreisern und Grünzeug. Der Zug war zur Wiederherstellung der von den deutschen Fliegern im Norden zerstörten Bahnstrecken bestimmt. Die polnischen Pioniere sollten unter dem Schutz der Kanonen und Maschinengewehre des Zuges ihre Reparaturen ausführen.

Dieser Zug fuhr auf Gleis III mit einer Geschwindigkeit von schätzungsweise dreißig bis vierzig Kilometern,

als unser Sturzkampfbomber seine Fünfhundert-Kilo-Bombe auf die Mitte zwischen Gleis II und III setzte. Die Wirkung war vernichtend. Die Stichflamme der Explosion erfaßte zunächst den gerade vorüberfahrenden Funksendewagen und setzte ihn trotz der Panzerung in Brand. Dann warf der gewaltige Explosionsdruck den riesigen Bombentrichter aus, zerriß die Schienen und schleuderte den fahrenden Panzerzug zur Seite. Infolge seiner Eigengeschwindigkeit fuhr der Zug hierbei noch zwölf bis fünfzehn Meter in nördlicher Richtung weiter. Das geschah aber, während sich seine Räder schon in der Luft drehten. Dann bohrte sich der Zug mit Kohlentender, Lokomotive und Funkwagen zwei Meter tief in das danebenliegende Gleis IV ein. Dabei flogen die Wagen völlig auf die Seite. Die schweren Geschützturmwagen wurden quer über die Schienen geschleudert. Der dem Zug vorausfahrende Güterwagen mit Bahnschwellen entgleiste ebenfalls und streute sein Material freigebig über vier Bahngleise aus.

Der eine Bombenwurf demolierte also die vier Gleise auf dem Bahnhof Lochow so gründlich, daß man nur durch ein ganzes Pionierbataillon mit schwersten Sprengungen, durch Zerschneiden der ineinandergejagten Panzerplatten und durch Fortheben der viele hundert Tonnen schweren entgleisten Wagen mit großen Krananlagen die Strecke wieder betriebsfähig machen

konnte. Das hieß aber bei der polnischen Organisation, daß diese Strecke für den ganzen Rest des Feldzugs endgültig blockiert war.

Übrigens, um ganz sicher zu gehen, griff die nächste Sturzkampfmaschine noch das dreihundert Meter südlich gelegene Werkstatt- und Reparaturgebäude an und setzte eine Fünfhundert-Kilo-Bombe auf die Ostseite des einen halben Meter starken Steinbaues. Die starken Mauern flogen auseinander, nur die beiden gegenüberliegenden Umfassungsmauern blieben stehen. Im Innern aber wurde das Haus vollständig zertrümmert. Die daneben gelegene Werkstatt wurde wie ein Kartenhause zusammengefedt und brannte nieder, und das darin befindliche Gerät bildete am Boden inmitten der schwarzen Brandreste einen wilden, unentwirrbaren Knäuel formloser Eisenteile.

Der Vernichtungssieg

Gegen Mittag rösteten wir uns südlich Lochow in einem Holzfeuer aus den Trümmern der bombardierten Werkstatt Kartoffeln. Indes kamen polnische Kriegsgefangene vorbei. Es waren aber auch viele Zivilisten dabei. Wenn diese sich nicht an Franktireurkämpfen nachweisbar beteiligt hatten, erhielten sie durch die deutsche Militärbehörde einen Passierschein und konnten dann die Rückwanderung zu ihren verlassenen Bauernhöfen antreten.

Endlich kam der Kurier, den Leutnant Rabuschat zur Aufnahme der Verbindung mit mir nach Norden gesandt hatte. Er meldete, daß der „Schnelle Zug“ in Begleitung des ostpreußischen Flakregiments schon wieder an fünfzig Kilometer vormarschiert wäre und jetzt dicht vor Warschau läge. Wir fuhren mit unseren zwei Kraftwagen nach Minsk und trafen während der Fahrt in den Ortschaften und auf den weiten Feldern links und rechts nicht einen deutschen Soldaten.

Nur an der Wegkreuzung beim Dorfe Stanislawow lag plötzlich eine deutsche Feldwache mit einem Maschinengewehr und drei Schützen in einem

Erdbloch und sicherte nach Süden. Es ist ein seltsames Gefühl, eine Feldwache hinter sich zu lassen und nun zu wissen: man fährt in Gebiete, in denen den ganzen Tag gekämpft wurde. In der Gegend von Mins^k hatten unsere Soldaten im Laufe des Tages bereits 8000 Gefangene gemacht. Hier und da weit rechts der Straße wurde noch gekämpft, ging ein Gehöft oder ein Dorf in Flammen auf. Wir holpten über eine furchtbare Straßendecke. Die deutschen Flieger hatten hier serienweise ihre Fünzig-Kilo-Bomben abgeworfen und die Straße oft in ein einziges Feld von Trichtern verwandelt. Andererseits hatten die Polen auf dem Rückmarsch jede Brücke, jeden Straßenübergang, jeden Steg über ein noch so kleines Rinnsal mit Dynamit gesprengt und so unserem Vormarsch ein Hindernis nach dem anderen in den Weg gestellt.

Oft fuhren wir seitwärts der Chaussee über den Acker, dann auch von der Straße hinunter durch flaches Wasser hindurch. Die polnische Artillerie hatte sich in den Wäldern westlich der Straße noch einmal festgesetzt und dann in seitlichem Beschuß die Straße unter Feuer genommen. Die schrägen, langgezogenen Einschläge der Granaten saßen recht gut auf der Straßendecke.

Von Mins^k aus bogen wir in genau westlicher Richtung ein. Schnurgerade lief eine prächtige breite Militärstraße von hier nach Warschau. An brennenden Dörfern

vorbei, unsere Panzer überholend, einige Zweihundert-fünzig-Kilo-Bomben-Trichter auf der Straße gerade noch rechtzeitig vermeidend, sausten wir so bis zum Straßentkreuz Zwir vor. Jetzt waren wir dicht vor Warschau. Eineinhalb Kilometer südlich der Straße lag in einer Feldsenke mein Zug. Ich fuhr mit Kabuschat zum Divisionsstab, der in einem Bauernhaus neben der Straße lag. Ich meldete mich beim Divisionsgeneral, dann bei dem Ic, Hauptmann Müller, und erhielt in raschen Worten einen Bericht über die Kampflage. Dann teilte mir Hauptmann Hellwing mit, daß er einen starken Sender weiter südlich entdeckt und besetzt habe. Wir fuhren sofort hinüber und fanden in Wiazowna einen großen 45-KW-Rundfunksender, den die Polen erst in den letzten Tagen in Betrieb genommen hatten und der im Reich noch völlig unbekannt war.

Inzwischen drangen unsere ostpreußischen Infanteristen, dem Zuge der Straße folgend, in die südöstlichen Vorstädte von Warschau ein. Es sind dies Anin und Waber am Rande von Praga. Dann machten unsere Panzertruppen einen energischen Vorstoß in die Stadt, gerieten aber vor unüberwindliche Straßensperren und mußten seitwärts nach der Weichselniederung zu ausweichen. In der Kette der Vorstädte folgen von Osten gesehen auf Anin und Waber die Fabrikorte Grochow I und Grochow II. Hier hatte der Pole sich festgesetzt.

Ein Kampf von Haus zu Haus, von Graben zu Graben, von Straße zu Straße begann. Die Artillerie konnte nicht mehr in das Gefecht eingreifen. Niemand konnte sagen, in welchem Haus deutsche und in welchem polnische Infanterie lag, wo die polnischen Stellungen aufhörten und wo die deutschen begannen. In dieser vollständigen Verzahnung des Gefechtes erhielt die Flak abermals den Befehl zum Einsatz.

Ich werde es nie vergessen, wie ich den Abteilungskommandeur des Flakregiments, Oberstleutnant Hesse, kennenlernte. Er stand plötzlich wie aus dem Boden gewachsen vor mir, eine etwas untersetzte, gedrungene, straff soldatische Gestalt. Dredig von oben bis unten, das Gesicht dunkelrothbraun von Sonne, Staub und Wut, die Uniform blutbespritzt, die Hand in der Binde. Er hatte soeben einen Handdurchschuß erhalten und schnaubte vor Wut, den Furor Teutonicus im Leibe. Er suchte nach einem Knüppel, weil er einhändig nicht mehr mit dem Gewehr schießen konnte, und wollte mit dem Knüppel an der Spitze seiner Leute die Polen aus Warschau hinausprügeln. Ein Draufgänger von der Gott sei Dank unheilbaren ostpreussischen Sorte.

Ich setzte den „Schnellen Zug“ in der umkämpften Vorstadt ein. Wir fuhren unter Zurücklassung eines kleinen Kommandos nach vorn. Anin und Waber

waren bereits in der Hand deutscher Truppen. Die Dunkelheit senkte sich allmählich hernieder. Die leichte Flak griff unmittelbar in den Straßenkampf ein und nahm, ähnlich wie ein Maschinengewehr in Stellung gehend, die einzelnen polnischen Widerstandsnestern Haus für Haus unter ihren vernichtenden direkten Beschuß. Allerdings waren auch die Verluste der Flak, besonders an Offizieren, in diesem nächtlichen Straßenkampf nicht unbeträchtlich.

Die brennenden Häuser leuchteten gleich schauerlichen Fackeln durch die Nacht. In unserer Nähe schwieg das Artilleriefeuer, peitschten dafür die scharfen Flakabschüsse, während fernher von den anderen Fronten um Warschau der Donner bis zu uns herübergrollte. Die aus Stein gebauten Mietshäuser der Vorstadt brannten oft in sämtlichen Etagen, vom Keller bis zum Dachstuhl. Die Flammen leckten aus allen Fenstern und Türen heraus.

Gespensstisch huschten die Männer im Stahlhelm am flammenden Licht vorbei, suchten Schutz im Dunkel und verbissen sich in den Kampf mit dem ebenso unsichtbaren Feind. Geschosse schwirrten uns um die Ohren, unbekannt, woher, und alle Schrecknisse des Frankreichkrieges packten unsere Kämpfenden im Rücken.

In dieser Nacht rannte sich der Angriff fest. Etwa bei der Kirche von Grochów II stießen die vordersten deut-

ischen Sturmtruppen auf vollkommen ausgebauten polnischen Häuserfestungen und schwersten Straßensperren.

Aber der pausenlose mutige Angriff hatte den Ring um Warschau endgültig nach Osten geschlossen.

Morgens gegen drei Uhr, als wir todmüde eingeschlafen waren, weckte uns eine Schießerei. Eine polnische Abteilung brach Sekunden später im Schutz der völlig dunklen Nacht erst durch die vorderste Infanterielinie, dann zwischen meinen achtzehn Männern und der 9. Flakbatterie durch!

Von da an versuchte die in Warschau eingeschlossene polnische Armee Nacht für Nacht den gewaltsamen Durchbruch nach Osten. Nacht für Nacht mußten unsere Soldaten die Stöße des wütenden Gegners auffangen. Wohl entwichen noch hier und da ein kleiner Haufen, aber niemals gelang es einer größeren polnischen Abteilung, durch die Maschen des eng um Praga gelegten Netzes zu schlüpfen. Der Pole saß in der Falle. Kampf oder Übergabe: er war in jedem Falle verloren!

Am 19. September ergab sich folgende militärische Gesamtlage:

Die südlichste polnische Festung Przemyśl hatte sich nach dreitägiger Belagerung ergeben. Lemberg, hundert Kilometer östlich davon, war völlig eingeschlossen. Seit dem 16. September marschierten die Russen in breiter

Front von Osten her in Polen ein und lösten in den Stellungen vor Lemberg die deutschen Truppen ab.

Die aus Ostpreußen, Oberschlesien und der Slowakei vorgegangenen deutschen Truppen hatten sich bei Wlodawa am Mittellauf des Bugs die Hand gereicht: Die große Zange war geschlossen!

Der bei Kutno eingeschlossene Rest der polnischen Korridor- und Posen-Armee war dem Laufe des Nebenflüßchens der Weichsel, der Bzura, folgend, im Weichselbogen zwischen Plock und Modlin zusammengedrängt. Am 18. September ergaben sich die dort eingekesselten 170 000 Polen!

Gefämpft wurde noch um Sela (nachdem der Kriegshafen von Gótenhafen eingenommen war), um Modlin und Warschau. Modlin und Warschau hingen noch entlang der Weichsel durch einen polnischen Schlauch miteinander zusammen.

Die deutschen und russischen Armeen nahmen längs der Linie Lemberg—Grodno freundschaftliche Fühlung miteinander auf.

Nach einem Flug zum Oberkommando der Wehrmacht in Berlin und einem Besuch meines anderen, von Hauptmann Koll geführten Zuges in Krasne kehrte ich nach Warschau zurück und war unversehens wieder mitten im Wüten der Schlacht. Der ruhelose Vormarsch war zu Ende, der Feldzug, sofern man dabei im Sinne

des Wortes an einen Zug ins Feld denkt, war abgeschlossen. Wir schlugen die letzte Schlacht vor Warschau. Rabuschat hatte unsere Männer weit nach vorn gezogen. Dicht an der Bahn zwischen den Warschauer Vorstädten Anin und Waber stand das Haus, in welchem meine Kameraden einquartiert waren. Das einzige der Umgebung, das von Artilleriebeschuß und Bombentwürfen so weit verschont blieb, daß noch fast alle Fensterscheiben heil waren. Nur am Flureingang und an der Straßenseite hatte eine Detonation die Fenster zertrümmert.

Zwanzig Meter neben uns lag ein höheres Haus mit einem flachen Dach. Dies diente der hinter uns stehenden schweren Flakbatterie als Artilleriebeobachtungsstand. Ich stieg hinauf und gewann von dort einen guten Überblick über Praga und Warschau. Gerade vor uns lag die halbfertige, zerschossene Kirche von Grochow II. Rechts von uns stand der Kirchturm von Glinki.

Die polnische Artillerie verfügte nur noch über wenige Aufklärungsflieger und über eine sehr schlechte Beobachtung. Infolgedessen war es ihr meistens unmöglich, einzelne militärische Ziele unserer Front, soweit sie nicht direkt von Warschau aus sichtbar waren, genau zu erkunden. So erhielten wir für gewöhnlich ziemlich weit auseinanderliegendes Streufeuer.

Unmittelbar nach der Einschließung Warschaus for-

derte die deutsche Heeresleitung den polnischen Kommandanten zur Übergabe der Stadt auf. Die Antwort war eine hochmütige Ablehnung. Darauf schlug die deutsche Heeresleitung der polnischen Armeeführung die Entlassung der Zivilisten aus der Stadt vor. Sämtliche Zivilisten sollten in der dafür festgesetzten Zeit auf zwei nach Osten führenden Straßen die Stadt verlassen können, so daß die Soldaten allein sich verteidigen konnten.

Die polnische Armeeführung in Warschau traf eine verbrecherische Entscheidung. Sämtliche polnischen Zivilisten mußten in Warschau verbleiben und wurden mit Waffengewalt am Verlassen der Stadt verhindert. Mit hundertzwanzigtausend Soldaten und einer Million Zivilisten wollte der General eine moderne Großstadt verteidigen, eine Großstadt, die so oder so, selbst wenn kein einziger Schuß fiel, binnen kurzem verhungern mußte!

Da schlug die deutsche Führung dem Warschauer Kommandanten wenigstens die Entlassung der Ausländer und der ausländischen Diplomaten aus Warschau vor. Auch dies schien der General abschlagen zu wollen, von der Vorstellung ausgehend, daß die bei einem Sturmangriff oder einem Bombardement unausbleibliche Zerstörung ausländischen Eigentums oder Lebens und die mitten im Gefecht kaum zu vermeidende

Beschädigung fremder Gesandtschaftsgebäude oder fremden Gesandtschaftspersonals das Reich in außenpolitische Konflikte mit anderen Mächten verwickeln würde. Endlich setzte das Diplomatische Korps selber im Verein mit der deutschen Seeresführung seinen Ausmarsch aus Warschau durch. Am 21. September verließen die Diplomaten und zwölfhundert Ausländer Warschau auf der Straße nach Bialystok und wurden durch deutsche Soldaten wohl beschützt nach Norden geleitet. In dieser Zeit schwieg das Feuer.

Am Freitagmorgen begann das Bombardement der Festungsanlagen, um den Stadtkommandanten zur Übergabe zu zwingen.

Da kam Adolf Hitler.

Der Führer und Oberste Befehlshaber besieg den R i c h t u r m von Glinka.

Von dort aus beobachtete er lange Zeit die Beschießung der Forts und militärischen Anlagen von Warschau.

Meine Kameraden waren überglücklich, daß der Führer gerade in ihren Abschnitt gekommen war.

„Wir durften richtig neben ihm stehen“ — so rühmten sie sich später mit Stolz.

Allerdings waren sie alle etwas in Sorge um den Führer, denn gerade um diese Zeit hatte sich die pol-

nische Artillerie ziemlich auf den Kirchturm von Glinfi eingeschossen.

Die Nachricht von der Anwesenheit Adolf Hitlers ging wie ein Lauffeuer durch die Vorstädte, die Infanterielinien und Artilleriestellungen.

Unsere Infanteristen und die feldgrauen und fliegerblauen Artilleristen kamen aus allen Häusern, von allen Wegen, aus allen Probenstellungen und Waldunterständen und begrüßten den Obersten Befehlshaber und Ersten Soldaten im Donner der Artillerieschlacht mit unbeschreiblicher Freude.

Adolf Hitler verabschiedete sich dann mit Händedruck von dem Kommandierenden General des 1. Armee-korps und seinen Soldaten, begrüßte eine Anzahl tapferer, verdienter Offiziere mit Handschlag und fuhr durch das spontan entstandene Spalier von der Kirche Glinfi zur Hauptstraße und von dort nach Norden und Osten weiter durch eine dichte Kette dienstfreier oder in Reserve stehender Soldaten.

Es war kein Heilrufen und kein Jubel wie sonst bei den Spalierfahrten des Führers. Das verbot schon die harte Gegenwart der Schlacht, die alle umtobte, und der rollende Donner der Kanonade. Aber die Männer grüßten mit erhobenem Arm und trotz der soldatisch straff geschlossenen Gesichter mit jenem Ausdruck in den Gesichtszügen und im Auge, der alle formale Hal-

tung durchbricht und triumphierend verkündet: Wir gehören dir, Führer, und wir sind unsagbar glücklich, daß du bei uns bist und daß du uns führst!

Mit dem 22. September begann die Niederbrechung des polnischen Widerstandes. Angeblich um ihre Ehre zu verteidigen, verkroch sich die letzte polnische Armee im Häusergewirr der endlosen Straßenzüge. Nicht vor den Toren, wie einst die preußische Armee Berlin gegen Napoleon verteidigte, wurde diese Schlacht um die Hauptstadt geschlagen.

In Warschau selber wollte der polnische General kämpfen, unbekümmert um das namenlose Leid der Zivilbevölkerung, der Greise, der Frauen und Kinder, denen er mit Waffengewalt das Verlassen der Stadt verboten hatte. Unbekümmert um den Hunger des Volkes, das, von allen Zufuhren abgeschnitten, von der jüdischen Händlerchaft und von Verbrecherbanden ausgeplündert, schon seit Beginn der Einschließung kein Brot und kein Fleisch mehr gesehen hatte. Unbekümmert um die Gebäude und Wohnhäuser der Hauptstadt, die in der Schlacht, wenn sie verteidigt wurden, selbstverständlich das Ziel der gegnerischen Lustangriffe und der Artillerie werden mußten. Unbekümmert um die Tatsache, daß Warschau heute übergeben werden konnte mit einer gesunden und noch nicht verhungerten Bevölkerung. Unbekümmert darum, daß heute die Wohnhäuser

für eine Million Menschen noch in allen Stockwerken bis zum Dach hinauf unbeschädigt waren und in wenigen Tagen, wenn man sie Haus für Haus in Festungen verwandelte, auch Haus für Haus zerschossen wurden und dann zum Winter eine Million Menschen obdachlos war. Unbekümmert um die Tatsache, daß der General mit seinem irrsinnigen Entschluß der Verteidigung und festungsmäßigen Aufrüstung einer Millionenstadt diese Stadt vielleicht acht, zehn oder zwölf Tage lang verteidigen konnte, sie dann aber so oder so auf jeden Fall in die Hände des Feindes geriet.

Einst wollte ein griechischer Mischling, Herostrat, seinen nichtswürdigen Namen für ewig dem Gedächtnis der Menschheit einprägen. Jeder schöpferischen Leistung und echten Ruhmestat unfähig, wurde er zum Verbrecher am edelsten Kunstwerk der Griechen, am Tempel von Ephesos, den er niederbrannte.

Seitdem ist sein Name Herostratos aller Welt der Inbegriff nichtswürdiger, nichts leistender, verbrecherischer Ruhmsucht. Ein neuer Herostrat entstand dem polnischen Volke in Warschau. Wenn schon nicht den Schlachtenruhm des ehrlichen Kampfes, so wollte der polnische Herostrat wenigstens den Ruhm der Vernichtung Warschaus an seinen Namen heften.

Er ließ die Stadt völlig mit Stacheldrahtverhauen

und einem breiten tiefen Tankgraben umziehen. In den Vorgärten der vierstöckigen Mietskasernen am Stadtrand vergrub er Tausende von Flatterminen, denen im Laufe der Verteidigung mehr polnische Zivilisten als deutsche Soldaten zum Opfer fielen. Alle nach außen führenden Straßen ließ er durch tiefe Gräben aufreißen, durch doppelt manns hohe Panzerverhaue sperren. Aber eine solche Sperre oder zwei genügten dem polnischen Herostraten noch nicht. Zehnfach, zwanzigfach hintereinander gestaffelt wurden die Straßensperren errichtet, sich immer enger um den innersten Stadtkern ziehend. Zehn-, zwanzigmal wurde so jede Straße aufgerissen, die Wasserleitungen unterbrochen, die Gasleitungen zerhackt, die elektrischen Kabel-, Licht- und Telephonnetze zerstört, die Kanalisation unterbrochen.

So brachte der polnische Herostrat es fertig, der Bevölkerung von Warschau mit seinen „Verteidigungsarbeiten“ alle Zufuhren abzuschneiden. Es gab kein Trinkwasser mehr in den Wohnungen, kein Licht, kein Gas, keinen Heizstrom. Man konnte keine Kohlen mehr heranzufahren, keine Lebensmittel. Wenn Seuche und Krankheit wegen des Wassers oder der Kanalisation entstanden, dann mußte man sie sich auswirken lassen. Die Warschauer Feuerwehr konnte endlich infolge der unpässigen Straßen nirgends mehr eingreifen. Wenn ein Brand entstand, dann mußte man ihn ausbrennen

lassen. Dann leuchtete die Brandfackel zum Ruhme des polnischen Herostraten!

Die Häuser am Rande der Stadt, dann an allen Straßenkreuzungen, an den taktisch hervorstechenden Punkten, am Rande von Bahnhöfen und Ministerien, neben Kasernenanlagen oder Forts, neben Fabriken oder Flußübergängen, neben freien Plätzen oder Parkanlagen ließ der Herostrat betonieren, durch Zementgewölbe in den Kellern verstärken, die Fenster zum Teil zumauern oder mit Sandsäcken verbarrikadieren, davor Schützengräben auswerfen.

Die deutsche Heeresleitung machte ein letztes Angebot zur Übergabe, vergeblich. Dann begann unsere Artillerie mit dem Bombardement der Festung.

Zugleich warfen sich unsere Flieger über die militärischen Anlagen der Stadt.

Als wir am Nachmittag des 24. September von Winst aus nach Warschau fuhren, blickten wir über weite Stoppelfelder, die kaum noch an Krieg gemahnten:

Der Bauer zog schon wieder den Pflug durch die Erde, vorbei an fahlen Schornsteinen, die seitlich der Straße gen Himmel ragten. Einzige Überreste hölzerner Hütten, aus deren unübersichtlichem Gewirr hinterrücks auf deutsche Truppen geschossen worden war. Nun war der Branddunst verweht, die laue Nachmittagsluft erinnerte an den heißen Sommer des Jahres. Es schien

ein friedlicher, heiterer Herbsttag zu sein. Am blauen Himmel standen vereinzelt weiße Wölkchen. Nur wenn das Auge der schnurgerade von Minsk nach Westen ziehenden Straße folgte, änderte sich das heitere, friedenatmende Landschaftsbild:

Über die ganze Breite des fernen Horizontes zogen Rauchfahnen von brauner und violetter Farbe und stiegen senkrecht in den Himmel. Die aus zahllosen Brandherden zusammenströmenden Wolken vereinigten sich in großer Höhe zu einer riesenhaften blau-schwarzen Pinie. Sie entfaltete sich in höheren Regionen wie ein mächtiger schwarzer Baum und stand mit ihrer dunklen Wand drohend vor der Nachmittagssonne, die nach den Seiten und den Rändern bleiche Strahlen hervorschoß. Die Wurzel dieser unheilvollen Pinie war der Brand Warschaus!

Als wir uns der Stadt bis auf zwanzig Kilometer näherten, schlug uns der Brandgeruch atemberaubend entgegen. Die Verdüsterung des sonst heiteren Herbsthimmels reichte bis in die höchsten Regionen hinauf, in denen unaufhörlich deutsche Flieger über dem brennenden Grabmal kreuzten, das der Heroftrat von Warschau entzündet hatte. Sechstausend bis siebentausend Meter hoch bäumte sich die Wolke über der Stadt am Mittellauf der Weichsel empor! Immer wieder zogen deutsche

Kampfmaschinen durch den blauen Äther, bald von der Brandwolke verschluckt.

Die polnische Flak schickte ihre Leuchtspurmunition hinauf. Wir sahen die Geschosse ihre sonnenhell leuchtende Bahn vor der kobaltblauen Wolke ziehen. Die Schrapnellwölkchen der schweren polnischen Flakbatterien lagerten sich um unsere Flieger. Im Gedröhn der Motoren tauchte bald von links, bald von rechts ein Verband der Sturzkampfmaschinen auf. Sie flogen in Reihe hintereinander, segelten in eine steile Linkskurve hinein und gingen mit ausgefahrenen Sturzbremssen zum Sturzflug über. Sekunden später stiegen an einem Duzend Stellen neue braune Brandwolken empor, und heller Feuerschein durchleuchtete die diesige Luft.

Wir erreichten unser Quartier:

In den Vorgärten, auf den Feldern, zwischen den Häuserblöcken standen die deutschen Geschütze: Leichte Flakbatterien, schwere Flakbatterien, leichte Feldhaubitzen und schwere Feldhaubitzen. Drüben im Süden Langrohrgeschütze und schwere Mörser. Wir stiegen auf das Dach des Artilleriebeobachtungsstandes. Durch das Scherenfernrohr sahen wir die Wirkung des Feuers.

Dicht hinter uns standen schwere Feldhaubitzen, Kaliber fünfzehn Zentimeter. In kurzen Abständen zuckte das Mündungsfeuer der Geschütze auf. Dann heulten die Granaten über unseren Köpfen durch die

Luft, daß es fauste und zischte, als käme der Teufel geritten. Der Donnerschlag des Abschusses erschütterte unsere Ohren, und von Häuserwänden und Mauern vielduzendmal zurückgeworfen, lief der Explosionschlag in ein langdauerndes Donnern und Grollen aus. Während es noch sekundenlang nachhallte, feuerten schon wieder die leichten Feldhaubitzen oder die schweren Flakbatterien. Oder die schweren Mörser sandten brüllend ihr Eisen nach Warschau hinüber.

Ich bin kein Artillerist, aber als ich vom Dach unseres Hauses die neben und hinter uns aufgestellten endlosen Reihen deutscher Batterien sah, zusammengedrängt auf diesen engen Vorstadtflecken, da rechnete ich mir aus, daß im Ring um Warschau wohl zweitausend Geschütze ihre fauchenden Lasten in den Feind schleuderten.

Als die Nacht hereinbrach, endeten die deutschen Fliegerangriffe.

Nach wie vor hatte die Führung jeden Nachtangriff untersagt, um immer noch die nichtmilitärischen Ziele nach Möglichkeit zu schonen und unschuldige Menschen vor der Vernichtung zu schützen.

Aber es schien, daß nun das höllische Schauspiel über Warschau in seiner Qual und Furchtbarkeit verzehnfacht würde. Das Fauchen der Granaten, das unaufhörliche Rollen und Donnern der Kanonade erfüllte die Luft mit unheimlicher Stärke. Gewiß streute der Pole

seine Antworten in unsere Batterien, links und rechts neben unseren Beobachtungsstand und unser Quartier. Aber was wollte das schon gegen das deutsche Bombardement sagen!

Von weit links bis ganz rechts hinauf blickten unaufhörlich die Feuerschlünde unserer Batterien auf. Zehn bis zwölf Sekunden nach dem Abschuß beobachteten wir die blühell aufleuchtenden Einschlüge in dem dunklen Häusermeer vor uns. Schon weit im Süden erleuchteten Riesenbrände die Stadt. Dann zog sich am Weichselufer entlang Brandherd auf Brandherd bis nach dem Norden, eine lange Kette, deren sich ineinanderschlingende Glieder unzählbar waren. Das Innenministerium, in eine Festung verwandelt, erhielt Volltreffer auf Volltreffer und wurde bis auf Mauerreste zerstört. Die Festungslinien am Rande der Stadt, die Sperrforts wurden zerworfen. Munitionsdepots flogen mit himmelhohen Stichflammen in die Luft. Glühend rot fraß sich das Feuer in den nachtdunklen Himmel.

Im Morgenrauen des 25. September wuchs die Kanonade zu einem wilden Konzert an und ging in ein unterschiedsloses Rollen und Tosen über. Die noch erhalten gebliebenen Fensterscheiben klirrten und schwangen um Zentimeterbreite hin und her. Die Hängelampe im Zimmer und die Petroleumlampe auf dem Tisch tanzten. Unser Haus bebte in seinen Grundfesten. Die

Abgeschüsse waren nicht mehr zu hören, denn sie folgten so dicht aufeinander, daß das Ohr keine Laute mehr aufnehmen konnte. Die schwarze Gewitterwolke über Warschau schien in die Eisregion hinaufzureichen, denn an ihren Rändern bildeten sich blaugrau schimmernde Hagelwolken, so, als trage die dunkle Pinie einen Kranz blaustrahlender Eiskristalle.

Als die Bodennebel wichen, gegen 8 Uhr morgens, stürzten sich wieder die deutschen Flieger auf die Befestigungen der Stadt. In rollenden Angriffen belegten sie die Straßensperren, die Waffenfabrik in Praga, Gasanstalten, die elektrischen Kraftwerke, die Wasserwerke und alle sonstigen militärischen Ziele. Da stieg die schwarze Gewitterwolke bis zum Zenit empor und hüllte Warschau völlig ein. Man sah nichts mehr von den zuckenden Brandherden in der Stadt. Alles erstickte unter der dichten Wolke. Die Vorstädte im Osten Warschaus, Praga, Grochów, Wawer und Anin lagen vom frühen Nachmittag ab im tiefen Schatten der Pinie über Warschau.

Kampfgruppe auf Kampfgruppe unserer Flieger wurde von der dunklen Wolke verschluckt, tauchte plötzlich an den sonnengleichen Rändern wieder auf und orientierte sich über das Ziel, wurde vom rasenden Feuer der polnischen Flak empfangen, ging auf Abwurfhöhe hinunter und schoß ihre Bombenladung. Sie

flog zurück, begegnete auf dem Rückflug der nächsten Gruppe, die nach Warschau unterwegs war, landete auf ihrem dicht vor Warschau liegenden Einsatzhafen und stieß im Eiltempo die neue Bombenladung in die Schächte der Kampfmaschinen und in die Fänge der Stukas.

Dann starteten die Flieger abermals, um auf dem neuen Anflug der dritten und vierten Kampfgruppe zu begegnen, die um die gleiche Stunde Warschau zertrümmert hatte oder ebenfalls auf dem Weg dorthin war.

Am 24. September kam Leutnant Pieper. Er war Flakoffizier, im Zivilberuf Schriftleiter der Berliner Börsenzeitung, und den ersten Tag bei meinem Zug. Am Nachmittag ging er mit einigen Männern des Zuges zum Einkauf von Lebensmitteln in ein benachbartes Dorf.

Da sauste ein Kraftwagen in rasendem Tempo über den Feldweg auf sie zu. Eine braune Staubwolke stäubte auf. Die Bremsen knirschten. Der Wagen stand. Die Windschutzscheibe war zertrümmert. Die Wandung von zahlreichen Kugeln durchlöchert. „Ich bin dort aus dem Wäldchen beschossen worden“, sagte der Kraftfahrer noch atemlos.

Das Wäldchen lag weit hinter der deutschen Front, im Rücken unserer Stellungen. Im Dorf war ein baum langer Infanterieoberleutnant mit einer Gruppe In-

janteristen und Pieper mit seiner Handvoll Leute des Propagandazuges. Die Franktireurs waren eine Seuche, die jeden deutschen Soldaten bedrohte. Wenn dieser Kraftfahrer dort drüben beschossen worden war, dann konnte das in der nächsten Minute auch ihnen geschehen. Die beiden Offiziere mit ihren Männern gingen sofort mit einem Maschinengewehr gegen das Wäldchen vor. Im Waldgelände fanden sie zerstreute Gehöfte, durch Bretterzäune voneinander geschieden.

In aufgelöster Ordnung, breit auseinandergezogen, nach beiden Seiten sichernd, beobachteten sie die Gehöfte. Die Zaunlatten des ersten Grundstücks zersplitterten krachend. Sie standen im Hof, Fenster und Türen des Hauses waren verschlossen. Kolbensschläge verschafften ihnen Eingang. Vom Dach bis zum Keller Untersuchung. Nichts.

Als Pieper hinaustrat, sah er fünfzig Meter weiter Bewegung im Gebüsch und braune Uniformen.

„Stoj!“ rief er: „Stehen!“

Ein polnischer Soldat kam auf sie zu. Die Waffen hatte er fortgeworfen, die Hände erhoben. Im Gebüsch war ein Unterstand mit Schießscharten. Sie schmissen eine Handgranate hinein. Erledigt, was noch drin war.

Sie traten den nächsten Lattenzaun nieder und waren im zweiten Gehöft. Eine weinende Frau mit Kindern

kam ihnen entgegen. Das war das Verdamnte in diesem Kampfgebiete. Kriegs- und Zivilvolk, alles durcheinander. Sie ließen sie stehen und faßten unmittelbar darauf acht Heckschützen und einen Soldaten.

In der Ferne aber sahen sie einen flüchtenden Trupp, der nicht mehr einzuholen war. Sie gingen mit den Gefangenen ins Dorf zurück; da begegneten ihnen Kameraden eines anderen Regiments. Denen war der flüchtende Haupttrupp gerade in die Arme gelaufen. Nun hatten sie die zwanzig hinterlistigen Schützen beisammen, und das Kriegsgericht mußte entscheiden, wer von ihnen schuldig, wer unschuldig war.

Am 25. September, während die Artillerieschlacht tobte und unsere Flieger ihre Kreise über Warschau zogen, gab ich Leutnant Pieper den Befehl, mit einem Berichtertrupp die vorderste Linie in Grochowo II aufzusuchen. Am Vortag war Rabuschat dort gewesen, nun am Morgen bat Pieper dringend um ein Kommando nach vorn. Er hatte die Nacht auf einem Strohlager geschlafen, das wir ihm im obersten Raum unseres Hauses aufgeschichtet hatten. Am Morgen standen wir beide in der Badestube, denn hier draußen in der seit zehn Tagen besetzten Vorstadt Anin funktionierte die Wasserleitung. Wir wuschen uns. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er dastand, nackt bis auf die Hüften, strahlend jung, von athletischem Körperbau.

Gegen 7 oder 8 Uhr morgens brach der Trupp Pieper auf und marschierte zur vordersten deutschen Linie. Die Aufgabe war, Erfolg und Wirkung der deutschen Luftangriffe aus größter Nähe zu beobachten und festzuhalten.

Dann erfuhr Pieper beim Infanterieregiment Nr. 2 von einem geplanten Stoßtruppunternehmen gegen die polnische Linie. Er schloß sich sofort mit seinen Männern an. Aufgelöst, weit in das Gelände verstreut, ging der Stoßtrupp, jede Deckung vorsichtig ausnützend, im Häusergewirr der Vorstadt nach vorn.

Bald hatten die Männer die deutschen Stellungen hinter sich. Abschnitt für Abschnitt des mutigen Unternehmens wurde durch den Bildberichterstatter Rascheit photographiert. Breit zog sich die Straße dahin.

Ein vierstöckiges Gebäude links war durch eine Fliegerbombe von oben bis unten aufgerissen worden. Die Giebelwand war fort, sämtliche Stockwerke schwebten nun frei in der Luft. Unten war ein Trümmerhaufen von Geröll und Steinen.

Auf der Straßenkreuzung davor stand ein zererschossener Lastwagen, als Sperre dorthin geschoben.

Die Männer kauerten nieder, beobachteten die zererschossenen und scheinbar verlassenen Häuser links und rechts, sicherten nach allen Seiten und gingen abermals vor.

Dann kam ein freier Bauplatz, rechts ein Stückchen Feld zwischen den Häusern, dann wieder Ruinen ausgebrannter Gebäude.

Dann ein verschlossener Bau.

Sie sprengten die Tür mit Kolbenschlägen.

Zivilisten ergaben sich.

Sie fragten nach Soldaten und bekamen die Antwort:

„Nix schieße, nix Soldat.“

Sie gingen weiter. Aus einem Erdloch stand plötzlich ein Zivilist auf und ergab sich mit erhobenen Händen.

Ein heimtückischer Schütze, der wohl im letzten Augenblick den Mut verloren hatte.

Dann ergaben sich ein paar polnische Soldaten aus Schützenlöchern am Rande von Häusern ohne Kugelwechsel.

Sie nahmen den Gefangenen die Waffen ab und befahlen ihnen, nach rückwärts zu den deutschen Stellungen zu gehen.

Leutnant Pieper ging als dritter oder vierter Mann in der Gruppe.

Sein Abstand zu den andern betrug fünf oder sechs Schritt.

Trotz des Rollens der Artillerieschlacht über ihnen erschien die Stadt links und rechts in ihrer Verlassenheit unheimlich still.

Da peitschte plötzlich eine Maschinengewehrgarbe von seitwärts hinten in den Stoßtrupp hinein.

Leutnant Pieper brach getroffen zusammen.

Gefreiter Gerlach vom Propagandazug versuchte vergeblich, ihm beizuspringen.

Auch Gerlach wurde getroffen.

Der verwundete Leutnant Pieper fiel in eine Grube, aus der ihn Gerlach noch halb wieder herausziehen konnte. Dann versagten seine Kräfte. Er mußte seinen von vielen Geschossen getroffenen Leutnant tot zurücklassen und schleppte sich mit seiner eigenen schweren Verwundung, in einen Wassergraben geduckt, zweihundert Meter weit zurück, indes aus dem Haus seitwärts die Maschinengewehrgarben ununterbrochen über seinen Kopf und die geduckten Stahlhelme der Kameraden hinwegzischten.

Die Polen hatten dort einen halben Ziegelstein aus der Hauswand gebrochen und schossen durch diese winzige Schießscharte auf den deutschen Stoßtrupp, der ohne schwerere Waffen gegen dieses Ziel machtlos war, da das Maschinengewehr vollständig das Schußfeld der Straße und des Bauplatzes beherrschte.

Ich hatte, während Pieper vorging, die deutschen Linien am Südausgang von Marfi, nordwärts von Praga, aufgesucht und erhielt, mittags zurückkehrend, die Nachricht vom Heldentode Piepers.

Leutnant Rabuschat ging vor, um Pieper und Gerlach zu bergen, konnte aber nur Gerlach, den die Infanteristen des J.R. 2 bereits geholt hatten, mit zurückbringen. Die Leiche unseres Kameraden Pieper aber lag so unmittelbar im Schußfeld des polnischen Maschinengewehrnestes, daß jeder Versuch der Bergung mit weiteren Menschenleben bezahlt werden mußte. Ich hatte zunächst für den Nachmittag ein Vorgehen nach Grochów II beabsichtigt. Dann mußte dieser Plan verschoben werden infolge von Aufträgen meiner vorgesetzten Berliner Dienststelle, die mich mit viel Verspätung am frühen Nachmittag über das Armeekommando erreichten und den Sender Wiazowna betrafen.

Der 26. September brachte eine Fortsetzung des Vormardements. Ich ging mit meinen Berichtern, den Soldaten Doerk und Rascheit — Rascheit hatte am Vortage Pieper begleitet — wieder nach vorn.

Wir bestiegen in Grochów II die unfertige Kirche über schwanfende Leitergerüste. Im Innern des Kirchenschiffs, dreißig Meter über dem Boden, kletterten wir in Richtung zum Turm hinüber und fanden dann auf schwanfenden Bohlen einen deutschen Artilleriebeobachter. Ein paar Granaten hatten die Kirchenmauern links und rechts durchschlagen. Die kreisförmige Öffnung lag unter scharfer Beobachtung der polnischen Scharfschützen, die sich auf den Dächern der gegenüber-

liegenden Häuser eingenistet hatten. Es war nicht ratsam, hier die Nase allzu unverfroren hinauszustrecken.

Wir sahen uns die Gegend zunächst durch das Scherenfernrohr an. Die beiden Gläser des Rohres blickten über den Rand eines Mauerwerks, wir selbst als Beobachter aber blieben dabei im Schutz der Mauer, die gegen Infanterie- und Maschinengewehrgeschosse vollständig abdeckte. Dann begaben wir uns nacheinander zu verschiedenen anderen Öffnungen und beobachteten von da aus möglichst gedeckt das ganze Gelände.

Über den Bahndamm rechts sprangen von Zeit zu Zeit einzelne polnische Schützen. Auf ein Vorgehen unserer Infanterie aber war an diesem Tage nicht zu rechnen. Wir verließen die Stellung deshalb gegen 8 Uhr morgens, liefen wieder zurück und fuhren dann mit dem Kraftwagen, die Straße nach Struga nehmend, zum Dorf Zabki.

So kamen wir in die deutschen Stellungen nördlich von Praga.

Hier hatten wir außerordentliches Glück.

Der Bataillonskommandeur eines Infanterieregiments, welches bei Mława, am Bug und vor Warschau erfolgreich kämpfte, Major Werner, wies mich in seinen Kampfabschnitt ein. Ich traf in der vordersten Linie einen jungen, straffen Kompanieführer, Leutnant Kramp. Sein mit Stroh ausgelegtes Quartier befand

sich zwanzig oder dreißig Schritt hinter dem vordersten deutschen Schützengraben am Südausgang von Zabki.

Wir gingen in den Graben und beobachteten die polnische Stellung.

Man konnte sich um diese Zeit ziemlich frei im Graben, auch auf der Deckung, bewegen und einen guten Überblick über den ganzen Kampfabschnitt gewinnen. Der Frontabschnitt Zabki lag an der Bahnstrecke Warschau—Bialystok. Der Schützengraben führte direkt an den Bahndamm heran. Die deutsche Linie lag hier seit einer Woche unverändert fest, sechshundert Meter gegenüber den polnischen Stellungen am Nordrande von Praga.

Leutnant Kramp erzählte mir, als ich, etwas durch Gebüsch getarnt, an einem im schwarzen Torf ausgestochenen Wassergraben lag:

„Vor ein paar Tagen kam plötzlich ein General zu mir nach vorn und erkundigte sich nach der Lage im Abschnitt. Ich stand hier an derselben Stelle mit ihm, gab ihm einen Überblick über die Kämpfe meiner Kompanie und wies ihn in den Abschnitt ein. Erst dann erkannte ich, daß ich Generaloberst von Fritsch vor mir hatte.“

Der Generaloberst befand sich bei dem ihm vom Führer verliehenen Artillerieregiment und hatte den vordersten deutschen Schützengraben am Nordrand von

Warschau besucht. Er beteiligte sich an einem Stoßtruppunternehmen an der Straße Marki—Praga und fand dabei den Heldentod. So wurde der Graben von Praga zum Symbol deutschen Frontkämpfertums. — Vom Schützen bis zum Generaloberst gab hier jeder sein Blut für Deutschland!

Gegen Mittag des 26. September machten die Polen einen sehr heftigen Feuerüberfall. Jedoch hatte das zweite Bataillon dabei keine Verluste. Am Abend zog ich meine Leute aus der Stellung zurück.

Auch auf der Süd- und Ostseite von Warschau wurde an diesem Tage sehr lebhaft gekämpft. Ein Oberpfälzer Infanterieregiment drang mit Handgranaten, Pistolen und Bajonetten Schritt für Schritt in die Vorstadt Mokotow ein. Die in Kellern und betonierten Zimmern liegenden polnischen Widerstandsnester wurden durch Panzerabwehrkanonen und Maschinengewehre niedergekämpft. Sobald die Infanteristen ein zusammenhängendes Mietshausviertel erreicht hatten und sich im ersten Haus festsetzten, öffneten sie mit einer geballten Handgranatenladung die Zwischenwand zum Nachbarhaus, in dem der Pole noch saß. Dann ging der Kampf in den Häusern Mann gegen Mann langsam vorwärts.

Am 26. September, morgens 4 Uhr, ließen die Kompanieführer Oberleutnant Steinhardt und Leutnant Stolz vom 51. Infanterieregiment ihre Kompa-

nien zum Sturm auf das Fort Mokotow antreten. Das alte, aus Ziegelfsteinen gebaute Fort, etwa wie die Königsberger, Küstriner, Spandauer oder Magdeburger Forts gebaut, war mit einer polnischen Kompanie besetzt und durch ein gut gelegtes Drahtverhau gegen Überraschungen gesichert.

Bei Anbruch der Morgendämmerung pirschte sich die Kompanie Steinhardt bis unmittelbar an den Stacheldrahtverhau heran, erhielt aber dann aus dreißig Meter Entfernung starkes Feuer aus den am Wall erhöht liegenden polnischen Schützenlöchern.

Die Kompanie Stolz zog zur Unterstützung zwei Züge und ein schweres MG. an das Fort heran, griff frontal an und durchschnitt dabei drei schwere Drahthindernisse. Vor dem Graben des Forts krochen die Männer des von Stolz geführten Stoßtrupps nach rechts und überraschten dabei eine polnische Panzerabwehrkanone in einem Gebüsch. Die polnische Besatzung wurde gefangengenommen, und Leutnant Stolz ließ das geladene Geschütz umdrehen und beschoß die Polen aus ein paar Schritt Entfernung mit ihren eigenen Panzergranaten.

So erledigte er das feindliche Maschinengewehr am Haupteingang des Forts und griff nach der Umgehung die Kasematten von rückwärts an. Zur gleichen Zeit säuberte der dritte Zug der von Leutnant Stolz

geführten zehnten Kompanie die Häuser in der Umgebung des Forts. Dadurch hörte der flankierende Beschuß auf die noch immer vor den Kasematten liegenden zwei Züge der Kompanie Stolz auf, so daß der Wall des Forts von den Kompanien Stolz und Steinhardt besetzt werden konnte. Auch die meisten anderen Forts wurden an diesem und dem folgenden Tage erstürmt.

Am gleichen Tage harteten schlesische Soldaten das waldige Warschauer Schießplatzgelände am Weichselufer durch, während ostpreußische Landwehr bei Marki in hartem Kampf den Norden von Praga erreichte.

Im Quartier von Anin schliefen wir in dieser Nacht recht unruhig, weil das Bombardement von beiden Seiten mit verstärkter Kraft fortgesetzt wurde. Rabuschat und ich hatten ein Zimmer im Hause, das mit einem Blumenfenster von zwei Meter Breite direkt nach Warschau zeigte.

Rabuschat schlief quer zum Fenster, ich längswärts.

Wenn das polnische Streufeuer kam, trösteten wir uns damit, daß keine Mauer zwischen uns und der polnischen Artillerie war und wir infolgedessen keinen Ziegelstein auf den Kopf bekommen könnten. Während die Polen der umherliegenden Häuser gewöhnlich in ihre Keller krochen, wenn es böseartig wurde, machten wir das mit dem Phlegma sich schnell eingewöhnender Frontschweine niemals.

Wir hatten in den kurzen Wochen des Krieges schon reichlich gelernt, daß es im Kriege auf Tapferkeit, aber ebensosehr auch auf Glück ankommt. Ja, daß es des Glückes wegen sogar das beste ist, immer tapfer zu sein, oder, um dieses stolze Wort nicht zu bagatellisieren, wenigstens gleichgültig zu sein. Daß wir den Stahlhelm aufsetzten, gehörte schon zu den Seltenheiten, obgleich es eigentlich soldatische Pflicht im Kampfgelände war. Für gewöhnlich ging alles mit der Mühe. Gasmasken wurden grundsätzlich nicht getragen, obgleich ich in einer Nacht den Posten Gasalarm gegeben hatte, als ein deutlich bemerkbarer süßlicher Geruch von Praga herüberströmte. Er konnte aber auch durch die Explosion von Chlorgas- oder Stickoxydbehältern in den chemischen Fabriken Pragas infolge Fliegerangriffen verursacht worden sein.

Daß wir Deckung aufsuchten, gehörte ebensosehr zu den Seltenheiten, besonders seit unser guter Blonski in der vordersten Linie zwischen einem Haufen Soldaten Deckung genommen hatte und sich dann vergeblich bemühte, mit ihnen in ein Gespräch zu kommen und sie schließlich freundschaftlich in die Rippen stieß. Das Grausen kroch ihn an, als er bemerkte, daß er zwischen lauter toten Polen lag.

In der Nacht vom 26. zum 27. September fuhren neben uns mehrere Batterien schwerster Geschütze

auf. Um 4.30 Uhr morgens begann das verstärkte Bombardement Warschaus mit solcher Wucht, daß ich aufsprang und ins Freie lief, um die Ursache der erdbebengleichen Erschütterungen festzustellen. Die dunkle Wolke über Warschau begann sich im Morgengrauen blutig zu röten. Für den Vormittag war ein neuer deutscher Fliegerangriff angesetzt, der die unselige Stadt wieder schwer treffen mußte.

Da schickte der Kommandant von Warschau kurz nach 9 Uhr einen Parlamentär. Er traf um 9.29 Uhr in unserem Armeeseabschnitt ein. Eine allgemeine Waffenruhe begann. Es wurde still wie im Frieden. Eine hier vorn ganz ungewohnte Stille. Die Kanonen schwiegen, die Flieger blieben in ihren Feldhäfen. Es war ein unbekanntes Gefühl für uns alle. Tagelang hatten wir im Bombardement der Stadt gelegen. Auf einmal war es so still. Die Fensterscheiben klirrten nicht mehr. Die Lampen an der Decke und auf dem Tisch tanzten nicht. Die Häuser bebten nicht länger, und die Luft war so ruhig, daß man eine Kommandostimme bei einem weit entfernten Truppenteil hören konnte.

Jeder Soldat fühlte: jetzt ist es so still wie im Frieden.

Plötzlich läuten Glocken.

Das Läuten der Glocken kommt von der Kirche in Glini, dicht neben unserem Quartier. Dort stand Adolf

Hitler vor fünf Tagen und beobachtete den beginnenden Großangriff auf die Festung. Nun läuten die Glocken von da. Eine ganze Stunde lang. Sind es Friedensglocken?

Es ist eine weihevolle Stille, überrascht vom Klang der Glocken dieser Kirche und vieler anderer, die weiter rückwärts und weiter vorn, nach Warschau hinein, noch unverfehrt geblieben sind.

Auf einmal brüllt eine Batteriesalve auf. Die Luft dröhnt, die Erde bebt. Die Glocken schweigen. Vorn steigen Leuchtkugeln empor. Das sind die Signale unserer Infanterie. „Sperrfeuer! Sperrfeuer!“ rufen sie. Die Schlacht beginnt aufs neue mit Donnern und Rollen. Eine polnische Abteilung hat das Wort ihres Kommandanten gebrochen. Der kleine Kommandeur einer Kaserne will noch herostratischer als der große Kommandant von Warschau sein und macht den irrsinnigen Versuch eines Durchbruchs durch die deutsche Linie.

Der polnische Angriff bricht im kalt gezielten Gewehrfeuer zusammen.

Wieder steigen Leuchtkugeln auf. Das heißt: „Feuer vorverlegen!“ Unsere Infanterie ist also nachgestoßen. Dann läßt allmählich das Bombardement nach. Hier und da fällt noch ein einzelner Schuß.

Wir fangen einen polnischen Funksspruch auf, der bei der Division eingeht. Ein polnischer Militärsender

funkt, offenbar an den Stadtkommandanten, die Anfrage: „Was ist eigentlich los?“

Darauf antwortet unser deutscher Militärsender, indem er auf die gleiche Welle geht, in polnischer Sprache: „Warschau hat kapituliert.“

Erneuter Funksspruch des Polen: „Das stimmt doch nicht! Dort ist wohl ein deutscher Sender?“

Darauf schlagfertige Antwort unseres Funkers: „Das stimmt beides. Hier ist ein deutscher Sender und Warschau hat sich ergeben.“

Darauf der Pole: „Was soll ich jetzt tun?“

Der Deutsche: „Stellen Sie sofort das Feuer ein!“

Der Pole: „Da muß ich erst meinen Bataillonskommandeur fragen.“

Damit war der seltsame, in polnischer Sprache auf einer polnischen Welle gemorste Spruchwechsel zu Ende.

Dann schwiegen die polnischen Batterien, die polnische Infanterie ging in ihre Gräben und Häuserstellungen zurück, und auch unser Artilleriefeuer hörte auf. Die Polen, die aus Furcht vor ihren eigenen Granaten in den Kellern verschwunden waren, kamen wieder heraus. Der Besitzer unseres Hauses war in deutsche Gefangenschaft geraten, im Gefangenenlager von Minsk gewesen und bereits vor zwei Tagen wieder freigelassen worden. Er kam jetzt mit seiner Frau an und fragte in seinem gebrochenen Deutsch:

„Ist es jetzt nach dem Kriege?“

Wir konnten es nicht genau beantworten. Diese unsinnige Schlacht um Warschau hing ja schließlich nicht von uns ab. Wir sagten:

„Ja, wenn euer General drüben nicht noch einmal wahnsinnig wird!“

„Puh!“ schrie er und spuckte durch die Zähne, „verriecht, alle verriecht und lügen. Totschießen.“

Ich wußte, was er meinte. Armes betrogenes Volk. Jetzt wollte es seine Anführer und Verführer von gestern erschießen.

Mittags traf ich mit Major Granz zusammen, meinem Kameraden aus der Schriftleitung des „Völkischen Beobachters“, der eine Kompanie bei der Luftflotte 1 führte. Er hatte seit gestern nichts gegessen, und wir konnten ihn wenigstens mit Tee und Wurstbrot rasch aufwärmen, bis er weitersauzte. Er setzte sich dann in ein Paddelboot und fuhr über die Weichsel, um nach Okezie zu kommen, wo sein Flugzeug stand.

Der Himmel über Warschau wurde heute zum ersten Male wieder klar. Die viele tausend Meter hohe Brandwolke der letzten Woche löste sich langsam auf und verschwand. Auch den Warschauern leuchtete wieder die Sonne.

An der Straße nach Minsf traf ich ein ganzes deutsches Bataillon — tausend Mann — beim Kartoffel-

buddeln. Sie buddelten Kartoffeln für die Warschauer Bevölkerung. Denn wenn wir einmarschierten, dann sollte nicht bloß die Luft wieder rein sein, dann wollten wir auch die hungrigen Mägen füllen und alles menschenmögliche tun, um die Not zu lindern.

Es dauerte noch fünf Tage, bis die Festung übergeben werden konnte. Flatterminen mußten fortgeräumt, Tankfallen zugeschüttet, Straßensperren abgebaut, Waffen auf den Plätzen zusammengetragen und übergabefertig gemacht werden. Dann marschierten hundertzehntausend Soldaten, der Rest der stolzen polnischen Armeen, kriegsgefangen aus Warschau aus! —

Hinter sich ließen sie eine zerstörte Stadt, eine ausgehungerte Bevölkerung und das namenlose Elend, das der Stadtkommandant mit seiner zwölfstägigen nutzlosen Verteidigung über die ehemalige Hauptstadt des Landes gebracht hatte.

Als Warschau kapitulierte, ergaben sich auch die Festung Modlin am Zusammenfluß von Narew und Weichsel und die Seefestung Gela nördlich von Danzig.

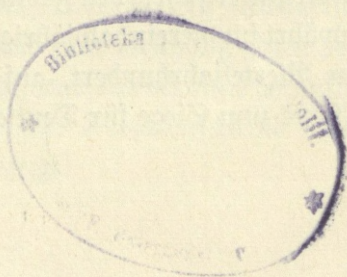
Nach vier Kriegswochen war also der polnische Widerstand endgültig zusammengebrochen. Ein militärisch starker Gegner, von England zum Dolchstoß gegen den Rücken des Reiches angesetzt, war aus der Liste der militärischen Großmächte gelöscht: Großdeutschland hatte seine militärische Kraft gezeigt!

Der Blitzkrieg in Polen war ein Heldenkampf zweier Generationen. Die jungen aktiven Soldaten, die Zwanzigjährigen, kämpften Seite an Seite mit den Vierzig- und Fünfzigjährigen, den im Herzen ewig jung gebliebenen, aber im Trommelfeuer des Weltkrieges gehärteten Frontsoldaten von 1914. Diese Alten hatten nach viereinhalbjährigem Heldenkampf gegen die ganze Welt den Glauben an Deutschland nicht verloren. Inmitten des Verrats von 1918 schufen sie Reichswehr und Schwarze Reichswehr und fanden die Gefolgschaft einer opferwilligen Jugend. Mitten im Zusammenbruch trommelte der unbekannte, fast erblindete Frontsoldat Adolf Hitler und begann die Jugend unter seiner Fahne zu sammeln.

Als Erster Soldat des Reiches ging der Unbekannte nun seiner Front im Kampfe voran. Scharfsichtig des Gegners Fehler erkennend, stellte der einst Erblindete die feindlichen Heere, zwang sie zur Schlacht und vernichtete sie mit furchtbaren Schlägen. Nach vier Wochen Krieg in Polen stand das Reich stärker, machtvoller und gesicherter als je zuvor in seiner Geschichte da. Adolf Hitler führte den Frontkämpfergeist des Westens, bewährt im viereinhalbjährigen Ringen, bewahrt durch ein Vierteljahrhundert, auf den Schlachtfeldern des Ostens zum Siege für Deutschland.

Für Berichtigungen oder Ergänzungen bin ich dankbar.

Der Verfasser — Funfhaus Berlin





So wurden Polens Armeen eingefesselt
und zur Kapitulation gezwungen!

60000
14.9.

z. B. im Raume Radom am 14. 9.
60000 Gefangene

— Eisenbahnverbindungen

----- Deutsch-russische Interessengrenze

Von Eugen Hadamovsky erschien ferner:

Weltgeschichte im Sturmschritt

Der Reichsfenbleiter berichtet hier von den großen politischen Ereignissen der nahen Vergangenheit. Im Mittelpunkt steht die Heimkehr der Ostmark, des Sudeten- und des Memellandes und die Schaffung des Protektorats. Das Ganze wird dadurch besonders lebendig, daß zahlreiche Einzelbilder, Schilderungen von Land und Menschen der neuen Gaue, Einzelschicksale aus der Kampfszeit oder aus den Tagen der Befreiung eingestreut werden. Unter dem Titel „Männer gegen Mehrheiten“ stellt er die Schilderung einer Sitzung des Reichstages im Zweiten Reich, einen Bericht von der Reichstagsitzung am 20. Februar 1938 und eine Schilderung aus dem Alltag der englischen Politik in den ersten Monaten des Jahres 1938 wirkungsvoll nebeneinander. Durch diese Kontrastierung wird unmittelbar klar, wie sehr sich bei uns die politischen Methoden von früher und heute unterscheiden und welcher wesensmäßige Gegensatz zwischen den Gegnern und uns besteht.

Reinen RM. 4.50

Hitler kämpft um den Frieden Europas

Hadamovsky schildert die Tage, die er an der Seite des Führers während der Rheinlandbefreiung und des Wahlbekenntnisses des deutschen Volkes zum großen Friedensplan des Führers erlebt hat. Das Buch enthält die unvergänglichen Ansprachen des Führers für den Frieden Europas und für die deutsche Freiheit und dazwischen die Worte der Männer, die ihm den Gruß und den Dank der Gaue entboten.

Reinen RM. 4.—

Erhältlich in jeder Buchhandlung

**Zentralverlag der NSDAP., Frz. Eher Nachf.
München**



3638.1

2